

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Irma Hanke

Über das Schweigen reden
Diktaturerfahrung und Literatur

Hans Altenhein

Buchproduktion und Leserinteressen
in Westdeutschland seit 1945

Dietrich Löffler

Lektüren im „Leseland“ vor und nach der Wende

Alexander von Bormann

Gebremstes Leben, Groteske und Elegie
Literatur in den neuen Bundesländern
seit der Wende

B 13/98

20. März 1998

I r m a H a n k e , Dr. phil., geb. 1932; bis 1996 Professorin für Politikwissenschaft am Institut für Sozialwissenschaften der TU München.

Veröffentlichungen u. a.: Alltag und Politik. Zur politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft, Opladen 1987; Die „Dritte Republik“: Wandel durch Integration? Lernhemmnisse und Lernprozesse in der „alten“ Bundesrepublik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 41/92; Sozialstruktur und Gesellschaftspolitik und ihre geistig-seelischen Folgen, in: Materialien der Enquête-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. III, 2, hrsg. vom Deutschen Bundestag, Baden-Baden – Frankfurt a. M. 1995; Deutsche Traditionen. Notizen zur Kulturpolitik der DDR, in: Rückblicke auf die DDR, Festschrift für Ilse Spittmann-Rühle, hrsg. von Gisela Helwig, Köln 1995.

H a n s A l t e n h e i n , Dr. phil., geb. 1927; Verlagsbuchhändler und Literaturwissenschaftler; Honorarprofessor an der TU Darmstadt.

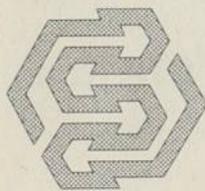
Veröffentlichungen u. a.: Wiedereröffnung. Westdeutsche Verlage nach 1945, in: neue deutsche literatur, 42 (1994) 2; (Hrsg.) Probleme des Verlagsgeschäfts. Beiträge zur Entwicklung des Literaturmarktes. Wiesbaden 1995; Theorien des Buchhandels, in: Buchhandelsgeschichte, (1997) 4; Im Spiegel: DDR-Literatur in den Hauspublikationen eines westdeutschen Verlages, in: Mark Lehmstedt/Siegfried Lokatis (Hrsg.), Das Loch in der Mauer. Der innerdeutsche Literaturaustausch, Wiesbaden 1997.

D i e t r i c h L ö f f l e r , Dr. phil., geb. 1936; 1954–1959 Germanistikstudium in Leipzig; 1974–1993 Dozent und a. o. Professor für Literaturtheorie an der Martin-Luther-Universität Halle.

Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg. zus. mit Dietrich Sommer/Achim Walter/Eva Maria Scherf) Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst, Berlin 1978; (Hrsg. zus. mit Dietrich Sommer, Achim Walter und Eva Maria Scherf) Leseerfahrung, Lebenserfahrung. Literatursoziologische Untersuchungen, Berlin 1983; (Hrsg. zus. mit Helmut Göhler und Bernd Lindner) Buch, Lektüre, Leser. Erkundungen zum Lesen, Berlin 1989.

A l e x a n d e r v o n B o r m a n n , Dr. phil., geb. 1936; Studium der Germanistik, klassischen Philologie und Philosophie in Tübingen, Göttingen und Berlin; seit 1971 Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität von Amsterdam; Leiter der Stiftung Kulturaustausch Niederlande – Deutschland.

Veröffentlichungen u. a.: Natura loquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Joseph von Eichendorff, Tübingen 1968; Der Kalte Krieg und seine literarischen Auswirkungen, Wiesbaden 1979; Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart (Lyrik), München 1994.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn. Internet: <http://www.bpb.de>

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/9 79 91 86, möglichst Telefax 06 51/9 79 91 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 7,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Irma Hanke

Über das Schweigen reden Diktaturerfahrung und Literatur

„Die verschiedenen Sprachen (Idiome) des Schweigens“
(Peter Weiss)¹

I. Grenzerfahrungen: Von der Notwendigkeit der Sprache

Im „Roman eines Schicksallosen“ schildert Imre Kertesz, wie ein Jugendlicher, fast noch ein Kind, während des Krieges Schritt für Schritt in die Maschinerie des totalitären Systems gerät – in das Arbeitslager, nach Auschwitz und schließlich nach Buchenwald. Stufenweise vollzieht sich der Prozeß des Verlusts menschlicher Würde, die Loslösung aus jener „Normalität“, die dem Jungen noch geläufig ist, in der er erzogen wurde. So berichtet er von dem Bemühen, ein ‚guter‘ Häftling zu sein – natürlich brachte es Nutzen, wenn man Anweisungen sorgfältig befolgte, zumindest ersparte es Scherereien. Aber da war noch mehr. Eine Arbeit gut zu tun, wäre den Häftlingen durchaus ein Bedürfnis gewesen, hätte es nur jemals eine Reaktion, die sich nicht nur in Geschrei und Prügel äußerte, bei den Befehlenden gegeben. „Ich behaupte: da stimmte etwas nicht, da war ein Fehler im Getriebe, ein Versäumnis, ein Versagen. Schon irgendein Wort, irgendein Zeichen, ein Aufblitzen der Anerkennung, nur hin und wieder ein Funken davon: mir jedenfalls hätte das mehr genützt . . . Wer hätte nicht heimlich das Bedürfnis nach ein klein wenig Freundlichkeit, und mit einsichtigen Worten kämen wir weiter, fand ich.“²

Was er zunächst nicht begreift, ist dies: In einer Welt, in der die Menschen zu bloßem Material werden, gelten die Konventionen des Miteinander-Sprechens nicht mehr. Für das Lagerpersonal stellt er kein „Gegenüber“ mehr da. Aus selbst rudimentären sozialen Beziehungen ist er ausgeschlossen.

Sprache wird reduziert auf einzelne Befehle – weh dem, der sie nicht versteht.

Primo Levi hat in seinem späten Bericht aus dem Jahre 1986 „Die Untergegangenen und die Geretteten“ in einem zentralen Kapitel den gleichen Sachverhalt erwähnt: „Der Gebrauch des Wortes zur Vermittlung eines Gedankens, dieser notwendige Mechanismus, der hinreicht, um den Menschen zum Menschen zu machen, war unüblich geworden. Das war ein Hinweis: Menschen waren wir für die anderen keine mehr; für uns gab es, wie für Kühe oder Maultiere, keinen grundlegenden Unterschied zwischen Gebrüll und Faustschlag.“³ Er erinnert daran, daß in Mauthausen der Gummiknüppel „Dolmetscher“ genannt wurde, den alle verstanden. In dieser Situation war ein rudimentäres Verstehen der Anweisungen der Deutschen, die Aneignung eines auch nur geringfügigen Wortschatzes, lebenswichtig. Der Autor selbst zahlte mit seinen äußerst karg bemessenen Brotrationen für eine Einführung in die Lagersprache: *Man befindet sich . . . in einem leeren Raum und erfährt am eigenen Leib, daß Verständigung Information nach sich zieht und daß man ohne Information nicht leben kann.*⁴ Der größte Teil der Gefangenen, die des Deutschen nicht mächtig waren, sei innerhalb der ersten zwei Wochen nach der Ankunft gestorben.

Der Autor schließt aus diesen Erfahrungen, daß die These, wonach das Gespräch der Einzelnen nur das existentielle Schweigen überdecke, oberflächlich sei: „Abgesehen von einigen Fällen pathologischer Unfähigkeit kann und muß man kommunizieren. Es ist eine nutzbringende und unaufwendige Art, etwas zum Frieden anderer und der eigenen Person beizutragen, weil das Schweigen, das Nichtvorhandensein von Zeichen, seiner-

1 Peter Weiss, Notizbücher 1971–1980, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1981, S. 73.

2 Imre Kertesz, Roman eines Schicksallosen, Reinbek 1996, S. 161.

3 Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1993, S. 93.

4 Ebd., S. 95.

seits ein Zeichen ist, allerdings ein doppeldeutiges, und Doppeldeutigkeit ruft Unruhe und Argwohn hervor. Die Behauptung, man könne nicht kommunizieren, ist falsch: man kann es immer. Die Verweigerung der Kommunikation stellt eine Schuld dar.“⁵

Kertesz und Levi beschreiben Grenzsituationen – solche allerdings, die für unser Jahrhundert prägend waren: die Sprache als Mittel des Überlebens und zugleich die totale Verhinderung von Kommunikation. Was Sprache bedeutet, wie sie ausschließt, wie sie integriert, wie sie eine Beziehung unter Gleichen herstellt, wie sie Zusammenleben erst möglich macht, wie sie zum Lebens-Mittel wird: hier wurde es erfahren, wenn auch ex negativo. Gerade das Fehlen der sprachlichen Beziehung weist auf die Grundlagen der Zivilität hin, die unter totalitärer Herrschaft zerstört wurden.

Literatur erinnert an diese lebenswichtigen Zusammenhänge. Das Sprechenkönnen, das Sich-mitteilen, vollends die unverstellte Rede wurde unterbunden, war jedoch unerlässlich für die Unterworfenen im System totaler, isolierender Herrschaft. Aber noch heute fällt das Sprechen, die literarische Vergegenwärtigung des damals Erlebten, schwer. Nicht von ungefähr sind – nach der unmittelbaren Berichtsliteratur der ersten Jahre – die meisten Bücher, die sich jenen Zeiten nochmals zuwenden, erst Jahrzehnte später erschienen. Eine lange Zeit der Aphasie, des Vergessenwollens, des Verstummens, um zu überleben⁶, ging der Erinnerung voraus. Spät erst setzte der Versuch ein, die Dimensionen des damals Geschehenen zu verstehen – zumindest nachzuzeichnen, was damals geschah.

Einer Pflicht unterwirft sich der Autor, der sich mit seinen Erfahrungen in Auschwitz und Buchenwald auseinandersetzt, denn er spricht auch im Gedenken an jene, die nicht überlebten oder die ihrem Leiden keinen Ausdruck geben konnten. Im nachhinein fordert Levi von den damaligen Deutschen, die dem Zug der KZ-Häftlinge unbeteiligt zuschauten, nicht den großen Widerstand, aber die kleine Geste der Menschlichkeit gegenüber den Betroffenen. Sie hätte dieses System nicht so gnadenlos erscheinen lassen. Er erwähnt die stummgebliebenen Augenzeugen, „die, obwohl sie nicht

glaubten, gleichwohl geschwiegen und nicht einmal den bescheidenen Mut aufgebracht hatten, uns in die Augen zu sehen, uns ein Stück Brot zuzuwerfen, uns ein mitfühlendes Wort zuzuflüstern“⁷.

Wir stoßen hier auf die auffallende Verkoppelung des Nachdenkens über Sprechen und Schweigen, über Verschweigen und Verstummen in der Literatur, die sich mit den Erscheinungsformen totalitärer oder posttotalitärer Herrschaft befaßt. Über das Verschwiegene zu sprechen, an das Verstummen zu erinnern – dies erweist sich als eine politisch wie literarisch notwendige Aufgabe. Ohnehin stellte Literatur unter den Bedingungen der Diktatur allein durch ihren sorgfältigen Umgang mit dem Wort eine kritische Instanz dar, indem sie leere Worthülsen vermied und versuchte, eine lebendige Sprache, die sich frei von den Phrasen der öffentlichen Reden hielt, als Basis der Kommunikation aufrechtzuerhalten⁸.

In der Auseinandersetzung der Literatur mit den politischen Verhältnissen vermischen sich mehrere Motive: das Aufdecken der verschwiegenen Wahrheiten einer Herrschaftsform, die sich durch nichts als das Auslegungsmonopol über eine Ideologie rechtfertigt, sowie die Herrschaft der Zensur in allen diesen Systemen; als eine spezifische Arkanpraxis des Politischen lebte sie vor allem in sozialistischen Systemen fort⁹. Vor allem aber gilt es, für jene Opfer zu sprechen, die in diesen Ordnungen sonst der Auslöschung, dem totalen Vergessen anheimgefallen wären.

Im folgenden soll dem anhand einiger charakteristischer Beispiele nachgegangen werden. Gefragt wird *nicht* – wie im deutschen Literaturstreit – nach der Legitimität einer „Gesinnungsästhetik“, sondern nach den Schreibantrieben, die jenseits der politischen Meinungskämpfe in die Literatur eingingen und die Auseinandersetzung mit Sprache und Nicht-Sprechenkönnen, mit Verstummen, Verschweigen und Lüge in der Literatur bestimmten¹⁰.

7 P. Levi, Die Untergegangenen ... (Anm. 3) S. 177.

8 Das weitgehende Fehlen von Montageelementen, von spielerischem Umgang mit den Versatzstücken der öffentlichen Sprache erklärt den oft „konservativen“ Duktus von Texten, die unter den Bedingungen der Diktatur entstanden.

9 Vgl. Peter Christian Ludz, Mechanismen der Herrschaftssicherung, München 1980.

10 Zweifellos herrschen Redeverbote und Schweigeverhalten auch in demokratischen Systemen, vor allem dort, wo Sicherheitserwägungen Vorrang gewinnen. Sie können aber niemals die gleiche existentielle Bedeutung einnehmen, weil und solange es andere Verhaltensoptionen gibt, die institutionell offengehalten werden. Die Gefahr demokratischer Systeme liegt eher in der universellen Geschwätzigkeit, die sie provozieren.

5 Ebd., S. 91. Hier setzt Levi sich augenscheinlich mit den zu dieser Zeit aktuellen Dekonstruktivismus-Debatten der französischen Philosophen auseinander, die den verfälschenden Charakter jeglicher Sprache betont hatten.

6 Das ist ein Motiv vieler kürzlich veröffentlichter Erinnerungen; vgl. u. a. Jean Améry, Die Tortur, in: Merkur, 50 (1996), S. 504–515; Ruth Klüger, Weiter leben. Eine Jugend, Göttingen 1994; Jorge Semprun, Schreiben oder Leben, Frankfurt a. M. 1995.

II. Sprechen über das öffentlich Verschwiegene: Erinnerung an die Opfer

Die Sprachregelungen der mit der Ideologie und Praxis des totalitären Sozialismus verbundenen politischen Systeme – mit deren spezifischen Utopien und ihren furchtbaren Verwerfungen – waren eng, die Retuschen der historischen Wirklichkeit umfassend. Literatur mußte sich unter großen Mühen gegen die herrschenden Denkverbote und Zensurregeln durchsetzen; sie war Zwängen ausgesetzt, die sich durchaus auf Realisationsformen und Aussagemöglichkeiten der Literatur auswirkten. Besonders eindrucksvoll läßt sich dies verfolgen an einem Werk, das den Niedergang der Verheißungen des Sozialismus widerspiegelt: Alexander Solschenizyns „Archipel GULAG“. Hier begann ein Schriftsteller, die von ihm zusammengetragenen authentischen Materialien zu bearbeiten, und er begriff das als literarischen Auftrag, dem er viele Jahre seines Lebens gewidmet hat. Er schrieb – nicht ohne Pathos – gegen die *„grausame und feige Geheimnistuerei, auf die alles Elend unseres Landes zurückgeht. Wir haben nicht nur Angst, offen zu äußern, zu schreiben und den Freunden zu erzählen, was wir denken und wie die Dinge sich verhalten – wir haben sogar Angst, uns dem Papier anzuvertrauen, denn immer noch schwebt das Beil über unseren Nacken und kann jeden Augenblick niedersausen.“*¹¹ Solschenizyn selbst nennt dieses dokumentarische Werk, dem genaue Recherchen unter den Bedingungen einer scharfen Zensur zugrunde liegen, *„Versuch einer künstlerischen Bewältigung“*. Er hat nicht nur Fakten für einen Bericht über Geschichte und Ausdehnung des sowjetischen Lagersystems bis 1956 zusammengetragen, sondern ihnen eine Form gegeben. Es ist die Sprache der Literatur, die dem Verdrängten und Vergessenen Ausdruck verleiht, die „aufbewahrt für alle Zeit“.

Die Verarbeitung selbsterlebter Lagererfahrungen hat er ausgebaut zu einer grundsätzlichen Recherche, die das Schicksal der Wlassow-Armee ebenso einbezieht wie den Bau des Weißmeer-Kanals, den Untergang der Kulaken oder das Schicksal der Kinder und der Frauen jener Männer, die in den Lagern umkamen. Das wird beschrieben pathetisch, drastisch, mit galligem Witz und zuweilen in poetischen Bildern, die sich einprägen. Seine

11 Alexander Solschenizyn, *Der Archipel GULAG*, 3 Bde., Reinbek 1971, S. 7.

Untersuchung weist auf die Verbrechen hin, die durch das herrschende System begangen wurden, ohne daß über sie geredet werden durfte. Sie führt die Leiden der Häftlinge und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen vor Augen – die Verkehrung der moralischen Werte im Lager, das Krebsgeschwür, das diese Lagerordnung für die gesamte Sowjetunion darstellte: Totalitarismus als eine Krankheit der Gesellschaft. Und immer wieder bezieht sie sich auf die Leiden der Einzelnen – was ihnen widerfuhr, wie sie sich mit dem ihnen Widerfahrenen auseinandersetzten: mit Starrsinn und beharrlichem Widerstand, mit Anpassungsbereitschaft, mit Verzweiflung, mit nicht zu erstickender Fröhlichkeit und Hoffnung auf bessere Zeiten danach. Indem er beschreibt, was er erlebt hat und was ihm berichtet wurde, fordert er ein ganzes System mitsamt der ihm zugrundeliegenden Ideologie heraus: *„Das Wort eines Schriftstellers, das nicht von Tat spricht und Tat bewirkt, wozu ist es gut? Es ist nicht mehr als nächtliches Hundegebell im Dorf.“*¹²

Mit seinen Werken stellt er sich im übrigen bewußt in eine Tradition der russischen Literatur, die gezwungen war, in den Untergrund zu gehen. Das hat er in „Die Eiche und das Kalb“ geschildert, der Entstehungsgeschichte des „Archipel GULAG“: *„Ohne Zögern nahm ich das Los des zeitgenössischen russischen Schriftstellers auf mich, dem es um die Wahrheit geht: nur zu schreiben, damit das alles unvergessen bleibt und die Nachkommen es einmal erfahren. Solange ich lebe, darf ich mir nicht vorstellen, nicht einmal davon träumen, gedruckt zu werden.“*¹³

Solschenizyn hat an seinem Werk intensiv, ja verbissen gearbeitet: neun Jahre, von 1958 bis 1967. Zum Sammeln des Materials kam im Hinblick auf die Geheimpolizei das Auswendiglernen ganzer Passagen, das Experimentieren mit Mikroverfilmungen, das Suchen diverser Verstecke für Teile des Manuskripts, von dem er noch zur Zeit seiner Veröffentlichung sagte, er habe es niemals im Zusammenhang, als Ganzes, vor sich gehabt. Er versuchte, Erfahrungen zur Sprache zu bringen in der Hoffnung, daß andere Autoren des Samisdat – der Untergrundliteratur – Vergleichbares leisten würden; beseelt von einer selbstverständlichen

12 Ebd., Bd. 3, S. 465. Die Fortsetzung des Zitats, ein kleiner, in Klammern gesetzter Kommentar, lautet: „Diese Überlegung möchte ich unsern Modernisten widmen: Denn so ist unser Volk gewohnt, Literatur zu verstehen. Und wird nicht so bald bereit sein, sie anders zu verstehen. Wozu sollte es auch?“

13 Alexander Solschenizyn, *Die Eiche und das Kalb*, Reinbek 1978, S. 10.

Heilserwartung, die sich auf die Vision eines neuen Rußland richtete. Im herrschenden System dagegen erschien nur noch die Lüge als einzige ungefährliche Daseinsform¹⁴. Dieses Gespinnst der Lüge galt es zu zerreißen. Schreiben wurde zur Auseinandersetzung mit einem System, das er als teuflisch ansah. Auch nach 1956, nach der offiziellen Aufhebung stalinistischer Lagerjustiz, attestierte er ihm weiterhin absolute Rechtlosigkeit¹⁵. Dem damals vorherrschenden offiziellen Jubelbild eines strahlenden Sozialismus hat er daher eine Anti-Geschichte entgegengesetzt: Nicht eine unterdrückte Klasse beschreibt er, sondern – in alter russischer Tradition – ein leidendes Volk.

III. Sprechen über die öffentlich Vergessenen: Erinnerung an den Widerstand

„Politik und Schreiben ist für mich eins“, hat auch Peter Weiss gesagt¹⁶. Er meint das in einem sehr radikalen Sinn. Wie Solschenizyn schreibt er gegen ein Krebsgeschwür an – weniger gegen das des totalen Staates als gegen das „Krebsgeschwür des Kapitalismus“¹⁷. „Die Ästhetik des Widerstands“, von der hier die Rede sein soll, entstand während der siebziger Jahre. Der Vietnam-Krieg, beendet 1975, und die Fortdauer des Kalten Krieges bestimmten das politische Bewußtsein der damaligen Intelligenz. Die Position von Peter Weiss – des 1934 über England nach Schweden emigrierten Deutschen jüdischer Herkunft, Mitglied der schwedischen KP – ist eindeutig, soweit es um aktuelle Stellungnahmen geht. Er ist Demokrat, mit distanzierter Haltung gegenüber dem „realen Sozialismus“ der DDR; auf die sozialistische Grundeinstellung ihrer Bürger hofft er gleichwohl. Vorbehalte hegt er auch gegenüber der Bundesrepublik, zu deren anerkannten Schriftstellern er zählt, wenn auch eher als Außenseiter. Nach den kulturellen Verbindungslinien zwischen beiden deutschen Staaten sucht er: „... da war eine gemeinsame Kultur, die ist nicht auseinanderzubrechen ... Zwei deutsche Staaten, hervorgewachsen aus gleichen Traditionen, jetzt (diametral) entgegengesetzter Politik unterstellt.“¹⁸

Daß es für einen Mann, der im Exil geblieben ist, der von sich sagt, daß Auschwitz die Ortschaft sei, „für die ich bestimmt war und der ich entkam“¹⁹, dabei keineswegs um vorschnelle Versöhnung, eher um ein Ausloten der Tiefe der geschichtlich verhärteten Widersprüche gehen kann, liegt auf der Hand.

Auch Weiss beschreibt als Jugenderfahrung (in seinem Aufsatz „Laokoon oder Über die Grenzen der Sprache“) die grundsätzliche Verstörung durch Ausgeschlossenwerden aus einer Sprachwelt: „Er, von dem hier die Rede ist und dessen Gedanken von Anfang an mit dieser Sprache verbunden waren, gerät zu denen, die von der Sprache plötzlich als Fremdkörper bezeichnet werden. Wenn er sich auf sich selbst berufen will, werden seine Worte für ungültig erklärt. Diejenigen, die er seine Freunde nannte, nehmen seine Worte nicht mehr auf.“²⁰ Der Verbannung aus der Sprache und der Emigration folgte der Versuch des Malers Weiss, sich in Bildern auszudrücken, der ihm jedoch nicht ausreicht: „Bilder begnügen sich mit dem Schmerz. Worte wollen vom Bestandteil des Schmerzes wissen.“²¹ Sprache, selbst unvollkommen, ist lebensnotwendig: „Außerhalb einer Sprache zu sein, bedeutete Sterben.“ Und so bleibt die Suche nach Ausdruck: „Wir mögen den Halt an Worten verlieren, die letzten Andeutungen von Bildern mögen verschwinden, doch die Vorgänge, die uns nach Worten suchen machen, die Bilder in uns hervorrufen wollen, sind immer in unsrer Welt enthalten. Wir befinden uns noch zwischen ihnen, solange wir atmen, stammelnd, lallend, gestikulierend, schreiend, stöhnend, verstummend, dann wieder die Lippen bewegend, radebrechend in allen Zungen.“²²

Es ist eine Geschichte der Qualen, der Zerrissenheit und der Schmerzen, von der Weiss in seiner Romantrilogie berichtet. Seine politischen Haltungen gehen in diesen „Bildungsroman“²³ nur vermittelt ein: als Versuch, in der Geschichte des

19 Peter Weiss, Rapporte, Frankfurt a. M. 1968, S. 114.

20 Ebd., S. 174.

21 Ebd., S. 183.

22 Ebd.

23 So Alfons Söllner im lesenswerten Schlußkapitel „Peter Weiss und die Deutschen“ seines Buches: „Vollendung: Die ‚Ästhetik des Widerstands‘, gelesen von einem Politikwissenschaftler“, Opladen 1988. Aus der außerordentlich umfangreichen Literatur zu Peter Weiss (und Uwe Johnson) sei in diesem Zusammenhang hingewiesen auf Klaus Briegleb, Widerstand als tätige Erinnerung. Uwe Johnson und Peter Weiss, in: Das Argument, 34 (1992), S. 205–208; Robert Cohen, Peter Weiss in seiner Zeit, Stuttgart 1992; Michael Hofmann, Das Gedächtnis des NS-Faschismus in Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ und Uwe Johnsons „Jahrestagen“, in: Peter-Weiss-Jahrbuch, Bd. 4, hrsg. von Martin Rector und Jochen Vogt, Opladen 1995, S. 54–77.

14 Vgl. Archipel GULAG, Bd. 2, S. 585.

15 Vgl. ebd., Bd. 3, S. 525.

16 P. Weiss (Anm. 1), S. 57.

17 Ebd., S. 428.

18 Ebd., S. 645.

Scheiterns von Mitgliedern einer deutschen kommunistischen Widerstandsgruppe – deren Geschehnisse er in Berlin, im spanischen Bürgerkrieg, im Exil in Frankreich und in Schweden sowie wieder in Deutschland verfolgt – in vielfachen Brechungen zugleich jene des Scheiterns einer universalen Bewegung, eines ewigen Kampfes der Klassen nachzuzeichnen. Parallel dazu wird dieser Kampf nochmals in der Darstellung großer Werke der bildenden Kunst gespiegelt, mit denen sich der Ich-Erzähler und seine Freunde ebenso intensiv auseinandersetzen wie mit dem Entwurf eines Dramas zur schwedischen Geschichte, das Bert Brecht, dem sie begegnen, im Exil plant.

„Ästhetik des Widerstands“ bedeutet, daß der Widerstand der jungen Arbeiter, der hier geschildert wird, seine Ausformung erhält in der Emanzipation durch aktive Kunstaneignung. Die Verbindung künstlerischer Erkenntnis mit politischen und sozialen Einsichten soll die ursprüngliche Beziehung zwischen beiden wiederherstellen: „Die tatsächl. polit. Wahrheit ist auch eine künstlerische Wahrheit – werden nur getrennt voneinander durch ideolog. Verhärtungen“, kommentiert er in seinem Tagebuch²⁴. Künstlerische Wahrheit darf daher nie zwangsweise einer unvollkommenen politischen Wahrheit angepaßt werden. Kultur bezeichnet für Weiss nicht den Überbau, sondern die Basis menschlicher Tätigkeit²⁵; ihre Entdeckerfreude, Phantasie, ihre Erfindungsgabe und Kraft der Individuation gilt es zu erobern und zu bewahren – und zwar mit höchstem Anspruch. Dieser muß insbesondere jenen vermittelt werden, die bislang durch ihre Klassenlage davon ausgeschlossen waren.

Zugleich führt der Weg des Widerstands in die Zerrissenheit und Vereinsamung des doppelten Kampfes: in die Auseinandersetzung mit den Greueln des Stalinismus – „Der Weg zum Kommunismus ist getränkt von Tränen, durchhallt von Stöhnen und Geschrei“²⁶ – und in den Kampf auf Leben und Tod mit dem übermächtigen Faschismus. Nur wenige der Geschilderten überleben ihn, mühevoll. Daß man der Wirklichkeit nur noch gewachsen sei, wenn man nichts mehr erhoffe, denn mit Hoffnungen lasse sich dieses Leben nicht mehr ertragen, heißt es an einer Stelle im Roman²⁷. Und dennoch schließt er mit dem Verweis auf mögliche Zukunft: „Immer wieder, wenn

ich versuchen würde, etwas von der Zeit, die mit dem Mai fünfundvierzig beendet wurde, zu schildern, würden sich mir die Folgen aufdrängen. Über die Erfahrungen, die durchsetzt waren von Tod, würde sich die grell kolorierte, längst wieder von Folter, Brandschatzung und Mord gefüllte Zukunft legen. Immer wieder würde es sein, als sollten alle früheren Hoffnungen zunichte gemacht werden von den später verlorengegangnen Vorsätzen. Und wenn es auch nicht so werden würde, wie wir es erhofft hatten, so änderte dies doch an den Hoffnungen nichts.“²⁸

Was von der „Ästhetik des Widerstands“ im Gedächtnis bleibt, sind weniger die allgemeinen Erwägungen zur politischen Situation, wohl aber ihre Verknüpfung mit den Geschehnissen der vielen Einzelnen, die mit ihren politischen Analysen und Entscheidungen in die Geschehnisse eingebunden waren, ihre Verstrickung in Schuld und ihre Qualen angesichts der Unlösbarkeit ihrer Konflikte. Trotz aller Gefährdungen, denen sie ausgesetzt waren, erscheinen sie – mit Ausnahme der Mutter des Erzählers, die in Schweigen versinkt – kaum je nur als Leidende, sondern als bewußt Handelnde. Sie sind gewohnt, sich mit ihrer Situation argumentierend und nach Entscheidungen suchend, auch nach unerbittlichen Entscheidungen, auseinanderzusetzen, immer bereit, die eigene Person zurückzustellen: „Eigentlich waren sie stumm gewesen, im Verschwiegenen hatten ihre Handlungen stattgefunden, nur im Schlaf konnten sie manchmal aufschreiben, um sich, noch nicht wach, die Hand vor den Mund zu legen, sie, die die Wirklichkeit, in der wir lebten, und damit auch die Gegenwart, aus der heraus ich einmal schreiben würde, verändert und geprägt hatten, waren nicht einmal im Besitz ihrer Namen gewesen. Mit Chiffren, Decknamen hatten sie sich verborgen. Wenn ich beschreiben würde, was mir widerfahren war unter ihnen, würden sie dieses Schattenhafte behalten. Mit dem Schreiben würde ich versuchen, sie mir vertraut zu machen. Doch etwas Unheimliches würden sie behalten, vor einigen würde ich nie die Furcht loswerden, die sie in mir geweckt hatten, denn sie hätten mich an die Wand stellen können.“²⁹

Auch Weiss schreibt gegen das Vergessen an, eine Literatur der Erinnerung. Mit Solschenizyn – dessen naturalistische Schreibweise er ablehnt – verbindet ihn doch die Beziehung auf das Authentische, das die Autoren, wie er gelegentlich notiert, fortwährend mit phantastischer Kraft überwältigte: „Wozu sollten wir noch Romane schreiben, etwas erfinden, irgendetwas ausdenken können, wenn

24 P. Weiss (Anm. 1), S. 87.

25 Vgl. ebd., S. 185.

26 Ebd., S. 87.

27 Vgl. Peter Weiss, Die Ästhetik des Widerstands, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1981, Bd. 3, S. 131.

28 Ebd., Bd. 3, S. 265.

29 Ebd.

ringsum Ungeheuerliches im Entstehn begriffen ist, sich ständig entpuppt, schreckliche Gestalt annimmt, sich verwandelt, plötzlich auch wilde Hoffnungen weckt, diese dann durch überraschende Einbrüche wieder zerschlägt.“³⁰ Doch diese Authentizität ist anderer Art als die Solschenizyns. Die Übermacht des Politischen in seiner Widersprüchlichkeit zwingt zu einer präzisen, quasidokumentarischen Auseinandersetzung mit der Realität. Der Autor besucht alle Orte des Geschehens, interviewt Beteiligte, liest Memoiren – aber er filtert die Vorgänge in der Wahrnehmung des fiktiven Erzählers. Zum Schluß weiß er nicht mehr zu trennen zwischen Erdachtem und direkt Erfahrenem, wobei sich Erfundenes und Erfahrenes in allen Personen mischen. Nur auf diese Weise läßt sich jene Epoche der Ambivalenz und der Kontroversen darstellen: „Man kam der Wahrheit am nächsten, wenn man den bestehenden Zwiespalt in die Analyse des Sachverhalts einbezog.“³¹

Die außerordentliche Dichte des Textes, seine ständige Historisierung und Metaphorisierung³², die vielfältigen literarischen und künstlerischen Bezüge erheben den Roman von Peter Weiss zum Memorial des Widerstands, der tödlichen Konflikte der Unterlegenen, der Würde ihrer Kämpfe.

IV. Mutmaßungen über die deutsche Vergangenheit: Uwe Johnson

Von der „Katze Erinnerung, dem Gewesenen hinterher schon durch die Verspätung der Worte, nicht wie es war, bloß was ich davon finden konnte“, spricht Uwe Johnson in seiner nachgelassenen Erzählung „Heute neunzig Jahr“³³; einer Art Parallelgeschichte zu dem großen Roman. Sein Hauptwerk, die „Jahrestage“, beschreibt ein Jahr im Leben der Gesine Cresspahl, der aus Mecklenburg über Düsseldorf nach New York gegangenen Bankangestellten und Übersetzerin. Im Auftrag ihrer Bank bereitet sie sich auf eine Reise nach Prag vor, in der Hoffnung auf einen doch noch möglichen freiheitlichen Sozialismus. Die Aufzeichnungen enden am 20. August 1968. In täglicher Auseinandersetzung mit dem, was um sie her geschieht, entsteht ein aus vielen Splintern zusam-

30 Ders. (Anm. 1), S. 59.

31 Ebd., S. 177.

32 Vgl. M. Hofmann (Anm. 23), S. 56.

33 Uwe Johnson, Heute neunzig Jahr. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt a. M. 1986, S. 7.

mengesetztes, kaleidoskopartig sich verschiebendes Bild der eigenen Vergangenheit. Zu diesem Aufarbeitungsprozeß zählen die Erlebnisse des Alltags in ihrer engeren Nachbarschaft, am Riverside Drive; das aktuelle politische Geschehen wird einbezogen durch die regelmäßige Lektüre der „New York Times“, es wird verarbeitet in Gesprächen mit der elfjährigen Tochter Marie, der sie zwischendurch von der eigenen Herkunft wie von der ihres Vaters berichtet. Erinnerungen werden wach im Umgang mit Freunden und nicht zuletzt in Dialogen mit den Toten.

Ausgehend von der erlebten Nachkriegszeit im sowjetischen Besatzungsgebiet und in den ersten Jahren nach der Staatsgründung gehen ihre Gedanken und Fragen insbesondere den widersprüchlichen Erfahrungen des Vaters während der Weimarer Zeit und des Dritten Reiches nach. Heinrich Cresspahl arbeitete zuzeiten in England und kehrte, obgleich ein eher linker Sozialdemokrat, seiner Frau zuliebe nach Mecklenburg zurück. Seine Frau Lisbeth, religiös, länger schon in tiefe Depressionen verfallen, legte, als in der Pogromnacht vom 9. November 1938 ein jüdisches Kind getötet wurde, Feuer in der Werkstatt ihres Mannes und verbrannte sich selbst. Gesine hat ein traumatisches Verhältnis zu ihrer Mutter – wegen der Verlusterfahrung ihres Selbstmords, wegen der Erinnerung, daß die Mutter in religiösem Wahn fast einmal den Tod des eigenen Kindes zugelassen hätte.

Gerade an diesem Verhältnis zur Mutter wird deutlich, daß die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sich nicht nur auf einer argumentativen Ebene vollziehen kann. Gesine ist das Kind eines Vaters, „der von der planmäßigen Ermordung der Juden gewußt hat“, zugleich ist sie betroffen als Angehörige einer nationalen Gruppe, „die eine andere Gruppe abgeschlachtet hat in zu großer Zahl“³⁴. Sie erlebt die Folgen, denn sie geht in New York mit Überlebenden des Holocaust um. Ihre unmittelbare Anschauung jedoch (wie jene des gleichaltrigen Uwe Johnson) bezieht sich zwar auf einige eindringliche Erinnerungen an die Jahre von Krieg und Vorkrieg, aber im wesentlichen auf die Unrechtserfahrungen im Mecklenburg der Zeit vor und nach 1945, die sie als Konsequenz früherer Geschichte anzusehen lernt. Es sind nicht nur die großen Ungerechtigkeiten wie etwa die Behandlung Heinrich Cresspahls in einem sowjetischen Lager, die der Autor festhält, die Willkür, die Prozesse. Er beobachtet im Alltag die Verhaltenswei-

34 Ders., Jahrestage. Aus dem Leben der Gesine Cresspahl, 4 Bde., Frankfurt a. M. 1983, S. 232.

sen, die sie fördern: „Vor wem ist der Ekel größer, vor dem, der die Feigheit leistet, oder vor denen, die sie verlangen?“ Es gibt Lehrer, die wissen, „daß der Schüler lügt beim Aufsagen von Lügen, die er von niemandem weiß als von ihnen selber, und eine Eins schreiben sie ihm an, und der Schüler sieht ihnen zu dabei“³⁵. Im Roman heißt es dazu, als Gesine ihre Berufswahl erklärt, daß ihr das Verlangen nach dem Lehrerberuf ausgetrieben worden sei „auf der sozialistischen Oberschule von Gneez. Vor einer Klasse stehen mit dem Wissen, etwas zu verschweigen, von den Schülern des Lügens verdächtigt; mir wollte ich es ersparen.“³⁶

Es ist, als ob der Versuch, festzuhalten, was damals geschah, unweigerlich zu einer konzentrischen Ausweitung der Fragen, zu einem intensiveren Nachforschen führt. Immer wieder kommt es zu neuen Beleuchtungen des Vergangenen durch den Blick von außerhalb und den Dialog mit anderen. Das Leben mit der Vergangenheit bleibt unabgeschlossen; sie kann nicht „bewältigt“ werden.

Johnson hat in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen das Kapitel über die Erfahrungen des Kindes mit der Zeit Hitlers und Stalins geschlossen mit dem Bemerkung, Zuhörer könnten folgern, hier sei jemand im psychologischen Sinne fixiert auf zwei Personen der Zeitgeschichte: „Allerdings meint er, vornehmlich sie hätten ihm vorgeführt, wie man Sprache falsch benutzen kann, sogar mit dem Vorsatz zu betrügen. Wenn das ein Verein war, wollte er da austreten.“³⁷ Sein „Austritt“ wird deutlich in einem spezifischen Umgang mit der Realität, geprägt durch intellektuelle Redlichkeit; Redlichkeit des Autors auch gegenüber seinen Figuren, denen er ein Eigenleben zubilligt. Sorgfältig wird der Vorgang der Erinnerung selbst ans Licht gehoben: als Rekonstruktion einer längst vergessenen Geschichte, „bis alle ihre Leute, ihre Handlungen, ihre Lebensorte, ihre Geschwindigkeiten, ihre Wetterlagen unaufhörlich miteinander zu tun bekommen“³⁸. Nicht um Sicherheiten geht es dabei, sondern um Mutmaßungen, um weiterführende Ermittlungen, die gegen die „Verjähmung des Gedächtnisses“ gerichtet sind. Dazu hat Johnson akribisch Material zusammengetragen – nachzuprüfen insbesondere in den Abschnitten zur Alltagsgeschichte der frühen Nachkriegszeit³⁹.

35 Uwe Johnson, Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt a. M. 1980, S. 49.

36 Ders., Jahrestage, S. 1858.

37 Ders. (Anm. 35), S. 54.

38 Ebd., S. 137.

39 Vgl. u. a. Horst Turk, Gewärtigen oder Erinnern? Zum Experiment der Jahrestage, in: Johnson-Jahrbuch, Bd. 2, hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, Göttingen 1995; Norbert

Johnson berichtet von einer „Vergangenheit, die nicht vergehen will“: Er berichtet von ihr als alltäglicher Erfahrung, wie sie in einer mecklenburgischen Kleinstadt gewonnen werden konnte, und setzt sie der rückblickenden Kritik aus. Selbst die Hoffnungen späterer Zeiten werden in die Kritik einbezogen – denn der Autor, aus politischer Überzeugung Sozialist, kennt schon die Ereignisse von Prag.

V. Das Aussprechen der tödlichen Wahrheit: „Kassandra“

Zu der Zeit, als Johnson an den „Jahrestagen“ arbeitete, veröffentlichte Christa Wolf ein Buch, das von ihrer Reise in die eigene Vergangenheit berichtete: „Kindheitsmuster“ (1979). Auch hier, in mehrfachen Brechungen, finden wir die Reflexion über den lähmenden Erinnerungsverlust, der die Prägungen der frühen Jahre – die „Kindheitsmuster“ – überdeckt. Sie ist dem Prozeß der Verdrängung sehr sorgfältig nachgegangen, wobei die Erfahrungen der eigenen Gesellschaft, auf die er sich *auch* bezieht, eingeflochten werden. Diese deutlichen, dennoch quasi beiläufig angesprochenen Hinweise kennzeichnen das gesamte Buch. Gefühle, so notiert sie dort gelegentlich, die man sich verbieten müsse, nähmen auch benachbarte Gefühle mit sich. Die Unmittelbarkeit der Empfindungen werde zerstört. „Zu genau weißt du, was dir schwerfallen darf, was nicht. Was du wissen darfst, was nicht. Worüber zu reden ist und in welchem Ton. Und worüber auf immer zu schweigen.“⁴⁰ Die Sehnsucht nach einer Zeit, „in der man offen und frei über alles werde reden und schreiben können“⁴¹, durchzieht den Text; sie kann als ein Leitmotiv auch ihrer künftigen Werke angesehen werden.

Die Erzählung „Kassandra“ erschien 1983, gemeinsam mit den Frankfurter Poetik-Vorlesungen, in denen Wolf die theoretischen Überlegungen zum Text gewissermaßen ausgegliedert hatte. Ihr politischer Anlaß: die Kriegsängste zur Zeit der Hochrüstungsdebatte; eine Situation, in der man als Bestes eine Patt-Situation, ein Stillhalte-

Mecklenburg, „Trostloser Ehrgeiz der Faktentreue“ oder „trostlose Prämisse der Fiktion?“, in: Johnson-Jahrbuch, Bd. 3, Göttingen 1996.

40 Christa Wolf, Kindheitsmuster, Darmstadt – Neuwied 1979, S. 255.

41 Ebd., S. 333.

Abkommen erhoffen könne. Unter diesen Bedingungen sei der Status quo die wünschbare Lösung, daher innerhalb der beiden deutschen Staaten Veränderung am wenigsten denkbar. „*Es gibt keinen Spielraum für Veränderungen. Es gibt keine revolutionäre Situation.*“⁴²

Im allgemeinen Klima der Ängste und der Massenhysterie registriert sie Unbehagen, Sinn-Verlust und verbrauchte Institutionen. Die Autorin sucht Abstand zur Gegenwart. So wendet sie sich dem Mythos zu und versucht eine neue Lesart des alten Stoffes der Ilias, beginnend mit einer radikalen Verfluchung des strahlenden Helden Achill durch Cassandra: „*Achill das Vieh*“⁴³. In der Figur der untergehenden Priesterin sucht sie die Spuren einer anderen, einer matristischen Kultur, die durch die Griechen unterdrückt wurde. Nicht das Denken in Alternativen, die Trennung in Wahrheit und Lüge, Freund oder Feind galt hier, sondern die Einfühlung in „*das andere, das sie zwischen ihren scharfen Unterscheidungen zerquetschen, das Dritte, das es nach ihrer Meinung überhaupt nicht gibt, das lächelnde Lebendige, das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen, das Ungetrennte, Geist im Leben, Leben im Geist*“⁴⁴.

Von Cassandra wissen wir aus der antiken Sage, daß sie den Untergang Troias verkündete, aber für wahnsinnig erklärt wurde. Wolf bezieht sich in ihrer Darstellung auf die in der Orestie des Aischylos geschilderte Situation der Ankunft der gefangenen Priesterin Cassandra in Mykene, unmittelbar vor der Ermordung des Agamemnon und Kassandras. In einem großen inneren Monolog erinnert sich die Priesterin in diesen letzten Lebensminuten noch einmal an die Erfahrungen, die mit ihr vergehen werden. Den Beruf der Priesterin hat sie anders als erwartet ausgefüllt; denn die Gesichter, von denen sie überwältigt wurde, hatten nichts mehr mit rituellen Orakelsprüchen zu tun. „*Sie sieht die Zukunft, weil sie den Mut hat, die wirklichen Verhältnisse der Gegenwart zu sehen.*“⁴⁵ Das führte zur Loslösung aus den bisherigen Bindungen. Wegen ihres „Wahrheitsagen“ wurde sie zunächst für wahnsinnig erklärt, dann ins Gefängnis geworfen – von ihrem eigenen Vater. Am Ende wird sie zur Beute der Eroberer Troias, vor deren Eindringen sie vergeblich warnte.

42 Christa Wolf, Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt – Neuwied 1983, S. 96.

43 Dies., Cassandra, Darmstadt – Neuwied 1983, S. 91.

44 Ebd., S. 121.

45 Ebd. (Anm. 42), S. 96.

Christa Wolfs Darstellung ging eine eingehende Beschäftigung mit der griechischen und vorgriechischen Mythenwelt voraus. Der Mythos ermöglicht Distanz – zugleich Neudeutungen, das Nachdenken über Alternativwelten. „*Den Mythos lesen lernen*“, notiert sie in den Vorlesungen, „*ist ein Abenteuer eigener Art; eine allmähliche eigne Verwandlung setzt diese Kunst voraus, eine Bereitschaft, der scheinbar leichten Verknüpfung von phantastischen Tatsachen, von dem Bedürfnis der jeweiligen Gruppe angepaßten Überlieferungen, Wünschen und Hoffnungen, Erfahrungen und Techniken der Magie – kurz, einem anderen Inhalt des Begriffes ‚Wirklichkeit‘ sich hinzugeben.*“⁴⁶ Kern ihrer Neulektüre stellt ihre Fortschritts- und Technik-Kritik dar, entwickelt am Beispiel des entfremdeten Wahnsystems beim Rüstungs-„Fortschritt“: dieses sei einem vorrangig männlichen Selbstbild entsprungen. „*Würde nicht ‚das Denken‘, hätten Frauen seit über 2 000 Jahren an ihm mitgedacht, heute ein andres Leben führen?*“⁴⁷

Der vielschichtige Text lädt zu allegorischer Interpretation ein, entzieht sich ihm jedoch durch die kunstvolle Verknüpfung mehrerer Erfahrungsebenen. Parallel zur Geschichte der Emanzipation der Priesterin Cassandra enthält er unter anderem eine Strukturgeschichte der Kriegsentstehung und des moralischen Zerfallsprozesses einer Gesellschaft, die sich vom Vorrang kriegerischen Denkens nicht mehr lösen kann. In die Erzählung gehen sowohl Erinnerungen der Autorin an eigene „Kindheitsmuster“ wie Erfahrungen der Gegenwart ein. Daß der Text als ein „historischer“ gelesen werden konnte, ermöglichte seine Veröffentlichung, wenn auch unter harscher Kritik der Vertreter des offiziellen Denkens⁴⁸.

Wolf beschreibt sehr eindringlich den Aufbau eines Lügen- und Spitzelsystems in einem Herrschaftszusammenhang, dessen Angehörige sich vordem weitgehend frei äußern konnten. Die Königstochter Cassandra – gewohnt, daß ihre Fragen ernst genommen werden – stößt plötzlich auf Mauern des Schweigens, bedingt durch Angst. Mißliebiges darf nicht mehr berichtet werden.

46 Ebd., S. 57.

47 Ebd., S. 145.

48 Der Parteiphilosoph Wilhelm Girnus monierte in einem Grundsatzartikel nicht nur Einzelheiten von Wolfs Umgang mit dem griechischen Mythos, sondern warf ihr naiven Feminismus und Aufgeben des marxistischen Geschichtsverständnisses samt der eindeutigen Freund-Feind-Beziehungen im weltweiten Klassenkampf vor. Er fand jedoch erstaunlich beherzte Kritiker, die der Autorin zur Seite sprangen; vgl. Wilhelm Girnus, Wer baute das siebentorige Theben?, in: Sinn und Form, 35 (1983), S. 439–447; die Zuschriften ebd., S. 1087–1096.

Damit beraubt sich die Gesellschaft ihrer Erfahrungsmöglichkeiten: „Ich lernte, indem ich die Arten zu schweigen beobachtete. Viel später erst lernte ich selbst das Schweigen, eine nützliche Waffe.“⁴⁹

Als sie später in einem kleinen Trupp gefangen an den Bürgern von Troia vorbeigeführt wird, bemerkt man sie nicht: „Einfach nicht sehen – war einfach, sah ich.“⁵⁰ Denn inzwischen hat ein Offizier der Palastwache, Eumelos, die Regulierung des Sicherheitssystems übernommen (übrigens einer der wenigen, der überleben wird): „Und die Griechen würden ihn gebrauchen. Wohin wir immer kämen, dieser wär schon da. Und würde über uns hinweggehn.“⁵¹ Kontrollen und Wachen werden eingerichtet, wichtiger noch ist das perfekte Nachrichtenmanagement, das nun einsetzt: Das zerfallende Herrschaftssystem wird nur noch durch Mythen, Rituale und das Netz der Staatssicherheit zusammengehalten. Zwänge zu Verhandlungen mit den Griechen werden mythologisch überhöht. Schon die dreimalige Aussendung von Schiffen, obgleich letztlich erfolglos, war bei der Rückkehr jedesmal als Sieg gefeiert worden, insbesondere als das letzte Schiff Helena heimbrachte. In „Tag- und Nachtsitzungen“ war an der Siegesnachricht gearbeitet worden, bis die Trennung der Nachricht vom Ereignis perfekt war, bis sie schließlich „gehämmert, glatt wie eine Lanze“ dem Volk präsentiert wurde, und sie verfehlte ihre Wirkung nicht: „Jubelnd lief das Volk durch die Straßen. Ich sah eine Nachricht zur Wahrheit werden.“⁵² Von dieser Nachricht ist später nicht mehr die Rede. Sie war nötig, die Kriegsbegeisterung zu schüren. Denn in Wahrheit gibt es Helena gar nicht.

Als Cassandra später noch einmal ihren Vater auf die Realität der Helena anspricht, wirft er sie hinaus – sie, die immer noch dachte: „Was wahr ist, wahr zu nennen, und was unwahr, falsch: das mindeste, so dachte ich, und hätte unseren Kampf weit besser unterstützt als jede Lüge oder Halbwahrheit. Denn es ging doch nicht an, so dachte ich, den ganzen Krieg und unser ganzes Leben – denn war der Krieg nicht unser Leben – auf den Zufall einer Lüge aufzubaun . . . Wir mußten uns doch bloß auf unsere troische Tradition besinnen. Wie war die aber? Worin bestand die doch? Bis ich begriff: In Helena, die wir erfanden, verteidigten wir alles, was wir nicht mehr hatten. Was wir aber, je mehr es

schwand, für um so wirklicher erklären mußten. So daß aus Worten, Gesten, Zeremonien und Schweigen ein andres Troia, eine Geisterstadt erstand, in der wir häuslich leben und uns wohlfühlen sollten. War ich es denn alleine, die dies sah.“⁵³ Die Autorin beschreibt Troia schon als eine Stadt der Toten, bevor das Ende kommt. Die Angleichung an den Feind, der siegen wird, hat längst stattgefunden. Eine Wertordnung, auf die Troia sich mit Recht berufen könnte, gibt es nicht mehr; sie ist durch Lügen zerstört worden.

Christa Wolfs Buch ist bei seinem Erscheinen auf große Resonanz gestoßen. Abgesehen von der Analyse der ideologischen Gefährdungen einer Vorkriegssituation sprach gerade die spezifische Form psychologischer Mythisierung viele Leser in Ost wie in West an, die sich jeweils vielfältige Interpretations- und Identifikationsmöglichkeiten zurechtlegten. Liest man genauer, ist die Verteilung der Bewertungen jedoch eindeutig. Auf der einen Seite die anerkannte Ordnung des alten Troia: das „alte Wahre“, das verloren geht, wenn auch die Autorin selbst Troia als „Modell für eine Art von Utopie“ betrachtet hat⁵⁴. Als möglicher Ausweg erscheint jene untergehende Alternativwelt, in die Männer wie Anchises und Aineias zwar einbezogen sind, die sie aber verlassen zugunsten einer (unserer) Zukunft, an der Cassandra nicht teilhaben will. Die Welt der Griechen gilt demgegenüber als das schlechthin Böse – der Angleichungsprozeß zwischen den Feinden wird nicht als ein beiderseitiger gesehen, sondern erweist sich im wachsenden Verfall der Sitten der Troier, die ihrem durch die Brutalität des Gegners bewirkten Untergang entgegenstreben.

Christa Wolf vermeidet sorgfältig, Cassandra zu heroisieren. Ihre Qualitäten beruhen darauf, daß sie fähig ist, ihre Gefühle zu artikulieren und sich mit ihrer Angst auseinanderzusetzen – anders als der griechische Priester Panthoos, der nach Troia ging, oder der Seher Kalchas, der zu den Griechen überwechselte. Eindeutig zeigt die Autorin allerdings, daß die eigene Gesellschaftsordnung auf Lüge aufgebaut ist. Sie thematisiert das Verstummen der Bürger, das Verschweigen der Wahrheit durch die Herrschenden – und die wachsende Trostlosigkeit sowie den Substanzverlust einer auf Vortäuschungen beruhenden Gesellschaft, in der es eine schöne Helena, um die der ganze Krieg geführt wurde, niemals gegeben hat⁵⁵.

49 Chr. Wolf, Cassandra (Anm. 43), S. 55.

50 Ebd., S. 96.

51 Ebd., S. 154.

52 Ebd., S. 77.

53 Ebd., S. 97.

54 Chr. Wolf, Voraussetzungen ... (Anm. 42), S. 83.

55 Auch hierin zeigt sich natürlich ein Aspekt feministischer Kritik: Das Volk begeistert sich für eine (von Männern ent-

VI. Sprechen und Schweigen, Lügen, Verschweigen und Verstummen

Die Werke, von denen bislang die Rede war, wurden sämtlich während eines relativ kurzen Zeitraums (zwischen 1970 und 1986) publiziert, einzig der „Archipel GULAG“ entstand früher. Sie wurden geschrieben aus unterschiedlichem Anlaß: Imre Kertész und Primo Levi blickten zurück auf die „undeckbarbare Hölle“⁵⁶ der NS-Konzentrationslager. Alexander Solschenizyn versuchte, in Gegnerschaft zu dem Herrschaftssystem, in dem er lebte, und unter den Bedingungen härtester Zensur auf dessen verschwiegene Opfer hinzuweisen und Gerechtigkeit für sie einzufordern. Peter Weiss erinnerte an den Widerstand der Arbeiterbewegung und an ihre Tragik: die Zwißpältigkeit ihrer Entscheidungssituationen und die Verzweiflung der „Namenlosen“. Uwe Johnson setzte sich rückblickend mit den unauslotbaren Widersprüchen deutscher Geschichte auseinander. Christa Wolf versuchte eine Aufarbeitung der Konflikte der eigenen Gegenwart im Mythos. Zwei der Autoren, Weiss und Johnson, haben im selbstgewählten Exil gelebt. Solschenizyn hingegen arbeitete als Samisdat-Schriftsteller im eigenen Land und wurde ausgewiesen. Prozesse einer tiefen inneren Entfremdung verzeichnet auch der Text von Wolf. Levi betrachtete sich sein gesamtes Leben hindurch aufgrund seiner Erfahrungen als Ausgeschlossener, so auch Kertész.

Sie kommen aus unterschiedlichen Ländern und unterschiedlichen Erfahrungszusammenhängen, sie äußern sich in unterschiedlichen literarischen Formen – gemeinsam ist ihnen eine erhöhte moralische Reagibilität aufgrund ihrer Verletzungen durch die Diktaturerfahrung, mehrfach durch die doppelte Diktaturerfahrung. Gemeinsam ist ihnen auch das Verhältnis zu dem Lügensystem, mit dem sich auseinanderzusetzen sie gezwungen waren, sowie ihr Leiden an dem Geflecht von Halb-

worfene) Illusion, die zukunftsbestimmend wird durch das, was sie bewirkt; die nach Wolf real mögliche und volksnahe Gegenwart der Frauen um Cassandra bleibt den Höhlen bei Troia vorbehalten und geht unter. Nur läßt die Feststellung, es sei für eine niemals existierende Wahrheit gekämpft worden, auch viele andere Deutungen zu; sie haben in der DDR, mündlichen Berichten zufolge, in jener Zeit zu intensiven Diskussionen in kleinen Zirkeln geführt.

⁵⁶ Primo Levi (Anm. 3), S. 59.

heiten und Verschwiegenem, das noch die Außenstehenden, die „Zuschauer“, zu Komplizen der Diktatur machte und seine Opfer der Vergessenheit anheimfallen ließ. Gemeinsam ist allen Texten schließlich der Blick für die unterschiedlichen, systembedingten Formen des Schweigens als einer spezifischen Art der Kommunikation. Eine existentielle Erfahrung, die von den anderen isoliert, bewirkt das Verstummen jener, die „das Haupt der Medusa erblickten“ (Levi). Daneben gibt es das Schweigen der Herrschaftsunterworfenen aus Angst, aus Anpassungsbereitschaft, schließlich das Schweigen als bewußte Verweigerung der Kommunikation mit den Opfern. Berichtet wird aber auch vom Schweigen als direkter Resistenz gegenüber den Zumutungen der Machthaber, vom Schweigen als Verweigerung der Kollaboration bis hin zum aktiven Widerstand. Schließlich kann das Schweigen sich im Verstummen kundtun – als letzter Form der passiven Resistenz und der Übernahme der Opferrolle, typischerweise durch Frauen⁵⁷.

Für die Seite der Herrschenden wird eine andere Praxis beschrieben: Hier ist das Schweigen ein Bestandteil des Machthabens, ausgeübt über das ideologische System. Verschwiegen werden die Grundlagen der Gewaltherrschaft, auf denen es beruht. Verschwiegen werden die Existenz, vollends die Leiden der Opfer; geschwiegen wird über die offenkundigen Lügen der Ideologie, die Formen der Anpassung, die sie erzeugt, und das Wissen um die durch sie erweckten falschen Hoffnungen. Und im nachhinein wird geschwiegen über das Beteiligungsein, das zur Einbindung selbst der Opfer in das System von Lüge und Gewalt führte – gerade dies ein Thema von Kertész und Levi.

Eine solche Phänomenologie des Schweigens als Bestandteil einer zutiefst gestörten Kommunikation zählt zu den Erfahrungen, an die im gewalttätigen „Jahrhundert der Extreme“⁵⁸ in dieser Form nur die Literatur erinnert. Sie allein ist fähig, die Leiden und Hoffnungen, die Erwartungen und das Fühlen der Einzelnen wahrzunehmen und sie in das Gedächtnis der Völker zu überführen: als Anklage, als Erinnerung, als Versuch zu verstehen, aber nicht zu vergessen.

⁵⁷ So gezeigt in der Gestalt der Mutter bei Peter Weiss, der Lisbeth Cresspahl bei Uwe Johnson.

⁵⁸ Vgl. Eric Hobsbawm, Das Jahrhundert der Extreme, München 1995.

Buchproduktion und Leserinteressen in Westdeutschland seit 1945

I. Vorbemerkungen

Beziehungen zwischen der Buchproduktion und den Leserinteressen lassen sich keineswegs so kausal und zeitgleich darstellen, wie es der Titel dieses Beitrags glauben machen könnte. Weder folgt das Leserinteresse direkt der Buchproduktion, noch ist diese eine vollkommene Entsprechung der Leserinteressen – dagegen spricht allein schon das Erfindungspotential der schriftstellerischen Arbeit. Neuerscheinungen können spurlos untergehen, alte Bücher werden plötzlich wieder aktuell. Viele Leser beziehen ihre Lektüre nicht oder nur zum Teil aus der gleichzeitigen Verlagsproduktion, sondern aus den akkumulierten Beständen der Bibliotheken, aus ihren privaten Büchersammlungen oder aus dem Antiquariat. So finden manche Autoren ihr Publikum erst in der Nachwelt, andere werden neu entdeckt. Bücher sind dauerhaft. Im Unterschied zur verderblichen Konsumware ist ihr ‚Verfallsdatum‘ unbestimmt. Wenn gerade eine historische Betrachtung solche Ungleichzeitigkeiten im Auge behalten muß, so ist immerhin eine Wechselwirkung zwischen Buchproduktion und Leserinteresse festzustellen: beide Bereiche durchdringen einander.

Und noch eine andere Vorbemerkung scheint angebracht: Buchproduktion wie Leserinteressen erstrecken sich grundsätzlich auf alle Gebiete des kulturellen Spektrums – auf Wissenschaft und Praxis, auf Literatur und Leben. Gerade in der wissenschaftlichen Verlagsproduktion haben sich im letzten Jahrzehnt einschneidende Veränderungen vollzogen, und in einer Leserbiographie mischen sich diese Interessensfelder ohnehin. Wenn hier trotzdem der literarischen Buchproduktion und der literarischen Lektüre die ausschließliche Aufmerksamkeit gilt, dann in der Annahme, daß sie als Indikatoren für Zusammenhänge dienen können, die über sie hinausweisen.

Der Beitrag ist die erweiterte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 24. 10. 1997 auf der Fachtagung „Medienrezeption“ beim Südwestfunk Baden-Baden gehalten hat.

II. Zur Periodisierung

Es ist inzwischen keine Neuigkeit mehr, daß das Kriegsende im Frühjahr 1945 nur in einem Punkt als absoluter Termin gelten kann: Die Waffen schwiegen. Das gilt auch für das kulturelle Leben in Deutschland, denn nun ist es nicht mehr *lebensgefährlich*, von der verordneten Linie der Kulturpolitik abzuweichen oder ihr auch nur im Wege zu stehen. Aber außer diesem Paradigma des literarischen Lebens ändert sich in diesem Bereich vorerst nicht viel: Die Informationskontrolle der vier Besatzungsmächte unterbindet jede Freizügigkeit, der Betrieb von Verlagen und Buchhandlungen unterliegt ab sofort der Lizenzierungs- und Konzessionierungspflicht, Bibliotheken werden gesäubert, Autoren mit Publikationsverbot belegt, jede Art von Vervielfältigung ist genehmigungspflichtig. Das gemeinsame Ziel der alliierten Literaturpolitik heißt Entnazifizierung und Demokratisierung – aber bald ist zu erkennen, daß in den vier Besatzungszonen sehr unterschiedliche Vorstellungen von seiner Verwirklichung herrschen und daß die jeweiligen Kulturoffiziere sehr unterschiedliche Literaturkonzepte verfolgen. So teilt sich, nach einer kurzen und illusionären Phase gesamtdeutscher Gespräche über die Zonengrenzen hinweg, die kulturelle Entwicklung in Ost- und Westdeutschland spätestens ab 1947. Auch wenn es dann im Laufe der kommenden Jahre und Jahrzehnte gerade im Literaturbetrieb merkwürdige Durchlässigkeiten und untergründige Beziehungen geben wird, ist eine getrennte Betrachtung – jedenfalls bis 1990 – unvermeidlich.

Zur schlechten Kontinuität gehört auch, daß die Mangel- und Zuteilungswirtschaft der Kriegsjahre sich bis 1948 fortsetzt, so daß die Probleme der Buchbranche über den Mai 1945 hinaus unverändert fortbestehen. Auch von einer auffälligen Kontinuität der Leserinteressen wird zu reden sein. Aber hier wie dort sehen wir Abweichungen zwischen Ost und West.

In Westdeutschland lassen sich vier Perioden der Entwicklung unterscheiden: Die erste – von 1945

bis 1948 – zeigt das Bild eines rigoros eingeschränkten Literaturangebots, das einer Übernachfrage nach Lesestoff begegnet. Die zweite Periode – von 1949 bis etwa 1965 – bringt eine Normalisierung der Verhältnisse auf dem Buchmarkt sowie eine deutliche Entkoppelung und Zerstreuung der Lesebedürfnisse. Die dritte Periode – von 1966 bis zum Ende der siebziger Jahre – enthält eine widersprüchliche Bewegung: die Kommerzialisierung des Buchmarkts und die Politisierung seiner Adressaten. Die vierte und gegenwärtige Periode schließlich wird bestimmt von den lange Zeit unterschätzten Distributionskräften sowie von dem paradoxen Effekt, daß Bücher als Sekundärmedien erfolgreich werden.

III. Die erste Periode: 1945–1948

Zwischen 1945 und 1947 wurden in allen vier Besatzungszonen etwa 600 Buchverlage lizenziert, davon fast 550 allein in den Westzonen. Da viele Altverleger politisch nicht mehr akzeptabel erschienen, traten neue, unbelastete, aber oft genug auch unerfahrene Lizenzträger an deren Stelle. Allerdings gab es auch Mißgriffe. So hätte in Hamburg beinahe der ehemalige Buchkonzern der Deutschen Arbeitsfront, die Hanseatische Verlagsanstalt, eine britische Lizenz erhalten, und so ging im Winter 1945 eine der ersten amerikanischen Lizenzen an Kurt Desch, einen früheren Mitarbeiter von Parteiverlagen und Inhaber des ‚arisierten‘ Zinnen-Verlages. Manch belasteter Altverleger schickte unbelastete Bevollmächtigte vor, während im Ausland firmierende Exilverleger im Besatzungsgebiet zunächst nicht tätig werden durften. So beherrschten Zufälle, gute Absichten und die Kunst der Papierbeschaffung die Verlagsarbeit, während Art und Inhalt der Neuerscheinungen, aber auch die Höhe der Druckauflagen von der jeweiligen Besatzungsmacht bestimmt wurden. Das begrenzte den verlegerischen Wagemut – und so sehen die grauen, schmalen Textsammlungen und Kleinschriften von Stifter, Tieck oder Grillparzer, mit denen beispielsweise der neugegründete Stahlberg Verlag in Karlsruhe (der zehn Jahre später mit den Büchern Arno Schmidts berühmt werden sollte) in den Jahren 1946 und 1947 aufwartet, nicht viel anders aus, als die Feldpostausgaben solcher Texte während des Krieges. Eigentlich nur zwei Verlage lassen die Hand erfahrener und der neuen Situation gewachsener Leiter erkennen: der Berliner Suhrkamp Verlag (vormals

S. Fischer) und der zunächst von Stuttgart aus operierende Ernst Rowohlt Verlag unter Heinrich-Maria Ledig, dem Sohn des Verlegers. Während Suhrkamp ein anspruchsvolles literarisches Programm entwickelt und 1947 mit Hermann Kasacks arg mythologisierendem Zeitroman „Die Stadt hinter dem Strom“ auf die Schrecken der Vergangenheit verweist, präsentiert der jüngere Ledig-Rowohlt seine Antwort auf das Lesebedürfnis der überlebenden Deutschen. Sie heißt „Rowohlts-Rotations-Romane“ und bietet für fünfzig Pfennig im ungehefteten Zeitungsformat Romane der Weltliteratur: Hemingway und Joseph Conrad, Tucholsky und André Gide, Jack London und Erich Kästner, Pliviers „Stalingrad“-Roman und „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers. Diese Romanzeitungen erscheinen in einer Auflage von 100 000 Exemplaren und werden den Buchhändlern aus der Hand gerissen. Sie sind die Taufpaten der späteren rororo-Taschenbücher und ein Lichtblick in der weitverbreiteten Erbauungsliteratur dieser Jahre. Dabei fehlen diesen Zeitungsdrucken auf billigstem Papier alle Merkmale des Buchmediums – um von seiner Aura gar nicht zu reden. Sie sind weder ‚regalgeeignet‘ noch alterungsbeständig (gleichwohl heute im Antiquariat sehr gesucht), noch irgendwie sehenswert. Sie sind bloßer Lesestoff. Von den 25 Nummern, die zwischen 1946 und 1949 erscheinen, stammen die meisten aus dem Rechteverrat von Vorkriegsverlagen, der Rest vom alten Rowohlt Verlag. So gehört die überwiegende Zahl der Titel zum Repertoire der Literatur von vor 1933; achtzehn haben ausländische Verfasser, nur vier sind Neuerscheinungen aus den letzten vier Jahren.

Dieser Erfolg ist um so erstaunlicher, als in diesen Mangeljahren das „Gute Buch“ eine Wunschprojektion darstellt. Das gilt nicht nur für die gerettete Insel-Ausgabe von Goethes „Faust“ mit ihren Brandspuren, das gilt auch für den bald marktbeherrschenden Kurt Desch Verlag, der unter der stolzen Devise „Restitutio hominis“ antritt. Restitution, Wiederherstellung eines alten Zustandes, ist ein Hoffnungswort. Die noch weitgehend unveränderten Reste privater Bücherbestände, die unverkennbare Anwesenheit so lange angesehener oder wenigstens tolerierter Schriftsteller wie Rudolf Alexander Schröder, Hans Grimm oder Ernst Wiechert, die kaum bemerkte Abwesenheit von Autoren wie Franz Werfel, Vicky Baum oder Oskar Maria Graf lassen die Illusion entstehen, es ginge nun um nichts anderes als die Wiederherstellung der Lesegewohnheiten aus der Vorkriegszeit. Noch immer heißen die Lieblingsautoren Hermann Hesse, Rudolf Binding und Hans Carossa.

Wie sehr auch der offizielle Literaturbetrieb in den alten Bahnen verläuft, das zeigen die Preisverleihungen der ersten Nachkriegsjahre. 1947 erhält Gertrud von Le Fort (geboren 1876) den Literaturpreis der Stadt München; ihre Geschichte vom „Schweiß Tuch der Veronika“ erschien bereits 1928. Im selben Jahr geht der Lessing-Preis an Rudolf Alexander Schröder (geboren 1878), Mitbegründer des Insel-Verlages um die Jahrhundertwende. Den Wilhelm-Raabe-Preis von 1948 erhält Werner Bergengruen, sein Buch „Der Großtyrann und das Gericht“ stammt von 1935. Denselben Preis erhält im folgenden Jahr Ina Seidel (geboren 1885), Autorin des Romans „Das Wunschkind“ von 1930. Nach 1949 erscheinen auch die Bücher solcher Schriftsteller wieder, die im „Dritten Reich“ besonders beliebt gewesen waren: E. E. Dwinger, Agnes Miegel, H. F. Blunck und Emil Strauß. Deren Lektüre ist für viele nun schon zum Teil der eigenen Biographie geworden und schienen damit, wie diese, der politischen Bewertung entzogen.

Der Schriftsteller Horst Lange, Jahrgang 1904, hat das Problem schon in der Nummer 1/1947 der Zeitschrift „Der Ruf“ benannt. Er sieht die Zukunft der Literatur in die Vergangenheit verlegt: „Bücher nach dem Krieg – es scheint, als seien die Städte umsonst zerstört.“ Nur vereinzelt gibt es Zeugnisse einer literarischen Moderne, wie Elisabeth Langgässers Roman „Das unauslöschliche Siegel“ von 1946 oder die Neuausgabe von Canettis „Die Blendung“ 1948. Zeitschriften, wie „Das Lot“ oder „Die Fähre“, oder der Rundfunk mit seinen Literatursendungen sind da schon weiter als die Buchproduktion.

IV. Die zweite Periode: 1949–1965

Mit der Währungsreform vom Sommer 1948, der damit verbundenen Liberalisierung des Warenverkehrs sowie mit der Aufhebung der meisten alliierten Kontrollrechte im Buch- und Pressewesen ab 1949 normalisieren sich die Beziehungen zwischen Literaturangebot und Literaturnachfrage. Kunstfreiheit und Gewerbefreiheit gehen nun eine scheinbar ideale Verbindung ein. Es ist nicht ohne Symbolkraft, daß 1949 der erste deutsche Bestseller der Nachkriegszeit erscheint; „Götter, Gräber und Gelehrte“, der Roman der Archäologie von Ceram/Marek bei Rowohlt. Zwanzig Jahre später werden davon zwei Millionen Exemplare verkauft sein. Und ein Jahr danach beginnt dann – wiederum bei Rowohlt, der sich damit als der eigentliche

Modernisierer unter den Nachkriegsverlegern erweist – die Ära der Taschenbücher. Das Kürzel rororo, nun klein geschrieben, wird zum Markennamen. Ledig-Rowohlt kann dabei auf zwei Erfahrungen aufbauen. Die eine hat er gerade mit seiner Romanzeitung selbst gemacht, die andere stammt aus dem Ausland. Seit den dreißiger Jahren gibt es in England die *Penguin Books*, und seit den vierziger Jahren breiten sich die *Pocket Books* in den USA aus. Von dort kommen sie in Gestalt der *Armed Services Editions* mit den amerikanischen Soldaten nach Europa, und mancher Deutsche macht seine ersten Leseerfahrungen mit amerikanischer Literatur in der Originalsprache über diese sehr improvisierten Nachdruck-Taschenbücher, die in den Räumen der Besatzungsarmee herumliegen. Ledig benutzt 1949 die erste Möglichkeit zu einer Studienreise nach Amerika, um den dortigen Taschenbuchmarkt zu studieren. Dabei wird ihm klar, daß dieser Markt Kapitalkraft, Programm-Ressourcen, Vertriebsorganisation und Marketingstärke voraussetzt. Also beschafft er ein Darlehen zur Vorfinanzierung der erheblichen Produktionskosten, engagiert Druck- und Vertriebsfachleute und mobilisiert die Rechteverträge des eigenen Verlages wie die von potentiellen Lizenzgebern. Die Zeit der Improvisationen ist nun vorbei. Am 17. Juni 1950 werden die ersten vier mit bunten Umschlägen versehenen rororo-Taschenbücher ausgeliefert – vier bekannte und beliebte Titel von Hans Fallada, Graham Greene, Rudyard Kipling und Kurt Tucholsky. Zwei Jahre später folgt der S. Fischer Verlag mit seiner Fischer Bücherei; Ullstein und List, Goldmann und Heyne treten in den neuen Markt ein. 1965 ruft der französische Literatur-Soziologe Robert Escarpit die „Revolution des Buches“ aus und meint damit den Massenmarkt der Taschenbücher.

Dreißig Jahre später muß man bezweifeln, daß diese Revolution je stattgefunden hat. Billige Buchreihen, die auf den Prinzipien von Standardisierung, rationeller Produktion und Markenwerbung beruhen, gab es auch früher schon, übrigens auch bei Fischer. Die besondere Konjunktur der Taschenbücher in der Bundesrepublik der fünfziger und sechziger Jahre – lange betrug die normale Erstauflage 50 000 Exemplare – hatte ihren Grund offenbar in der aufgestauten Lese- und Kaufbereitschaft der Nachkriegsbevölkerung, auch in der zunehmenden Internationalisierung (die mit den Besatzungsmächten begann) sowie in den ebenfalls aufgestauten Rechteverträgen der Verlage. So konnte der Eindruck entstehen, das Taschenbuch sei die Produktform der Zukunft schlechthin. Große Serien von Originalausgaben, wie das

„Fischer Lexikon“ oder „rowohlts deutsche enzyklopädie“ (rde), verdanken ihre Entstehung genau diesem Optimismus. Und so modernisieren die Taschenbuchreihen auch ihre Inhalte: Hugo Friedrichs „Strukturen der modernen Lyrik“ erscheint im September 1956 in einer Auflage von 40 000 Exemplaren bei Rowohlt.

Während die Taschenbuchproduktion in jeder Hinsicht expandiert, setzt eine andere Marktstrategie gerade auf Reduktion und Popularität des Angebots. Gemeint sind die in den fünfziger Jahren das Land überziehenden Buchgemeinschaften, die so erfolgreich operieren, daß zwei von ihnen die Kerne großer Buchkonzerne werden. 1961 wird die Zahl der Buchgemeinschafts-Mitglieder in Westdeutschland auf vier Millionen geschätzt. Der traditionelle Buchhandel erfährt die herumreisenden Werbekolonnen als existentielle Bedrohung. Dabei erlauben die Buchgemeinschaften eher eine Zusatzverwertung, ähnlich den Taschenbuchreihen, aber ohne mit diesen in einen Preiswettbewerb zu treten. Offenbar trennen sich hier die intensiven, aber traditionsgebundenen Leser von den extensiven und neugierigen. Dabei kommen die Buchgemeinschaften dem Unterhaltungsbedürfnis eher entgegen. Simmels Roman „Es muß nicht immer Kaviar sein“ von 1960, von dem bis Mitte der achtziger Jahre fast eine halbe Million Taschenbücher verkauft sind, erreicht im Bertelsmann Lesering noch einmal eine ganze Million. Hier wie anderswo zeigt sich, wie sehr das kaufende Publikum aus Segmenten zusammengesetzt ist, die sich deutlich voneinander unterscheiden, aber auch überschneiden.

Unterhaltung wird zum Hauptwort der Periode. Die fünfziger Jahre bescheren den Lesern eine Konjunktur der so lange in Deutschland problematisierten Unterhaltungsromane. Die Namen von Kirst, Konsalik oder Simmel sind zu Beginn der fünfziger Jahre schon in aller Munde, der Illustrierten-Roman erfreut sich großer Beliebtheit, und Verfilmungen fördern die Verbreitung: Die Besucherzahl der Kinos steigt zwischen 1945 und 1956 um mehr als das Fünffache.

Ein besonders erfolgreiches Medium der Unterhaltungsliteratur entfaltet sich außerhalb des Buchhandels: Es sind die von Presseverlagen produzierten und über den Pressevertrieb flächendeckend verbreiteten Hefroman-Serien, eine Genreliteratur mit feststehenden Themen und wiederkehrenden Leitfiguren. In mehreren hunderttausend Exemplaren *pro Woche* kommen Perry Rhodan und Jerry Cotton, kommen all die Ärzte-

Liebes- und Kriegsgeschichten zu ihrem festen Leserstamm; die Leserschaft beträgt ein Mehrfaches der riesigen Verkaufsaufgabe. Im Jahr 1971 erreicht die Gesamtproduktion eine Stückzahl von über 300 Millionen.

Auffallend ist, wie ein Jahrzehnt nach Kriegsende der Krieg zum Thema der populären Unterhaltung wird: In „Bestsellern“ des Buchmarkts, in Heft- und Illustrierten-Serien, zugleich auch im Kino erscheint der „Landser“ des Zweiten Weltkriegs als eine Art Abenteuerfigur. Die Verbreitung dieser Kriegsbücher ist immens: Der erste Band der „08/15“-Trilogie von Hans Hellmut Kirst aus dem Jahr 1954 erreicht in kurzer Zeit eine Auflage von 450 000 Exemplaren; „Der Arzt von Stalingrad“ von Heinz G.Konsalik (1956) bringt es schnell auf dieselbe Auflage; der Kriegsgefangenenroman „So weit die Füße tragen“ von Josef Martin Bauer (1954) nähert sich bald der Millionengrenze. Selbst im Ausland konnte sich ein Autor wie Willi Heinrich („Das geduldige Fleisch“, 1955) ein festes Publikum erobern. In Kinofilmen, Hörspielfolgen und natürlich in Buchgemeinschaftsausgaben findet die Weiterverwertung dieser Stoffe statt. „Landserhefte“ werden auch zu einem Problem des Jugendschutzes. Daß in dieser Zeit die letzten Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion zurückkehren, daß die Debatte um die Wiederbewaffnung in der Bundesrepublik Emotionen und Erinnerungen weckt, ist nur eine unzulängliche Erklärung für die literarische Konjunktur des Kriegserlebnisses in den fünfziger Jahren.

Es geht nicht an, diese Leserscharen über den Anhängern von Böll, Grass und Lenz zu vergessen, schon weil sich da ganz offenbar auch Schnittmengen ergeben. Zwar zeigt die neue deutsche Literatur am Ende der fünfziger Jahre in Westdeutschland eine späte Präsenz, und erst jetzt wird die Gruppe 47 zu einem bedeutenden Faktor des Literaturmarktes. Aber immer noch begegnet ihr ein gelegentlich aufflammendes Ressentiment, wie die Ablehnung des Bremer Senats zeigt, den Literaturpreis von 1960 an den jungen Günter Grass zu verleihen. Und immer noch ist die experimentelle, an Formproblemen interessierte Literatur die Sache kleiner Zirkel. Die Beispiele sind schnell aufgezählt: Alfred Andersch mit seiner kurzlebigen Zeitschrift „Texte und Zeichen“ (1955–1957) sowie seiner Buchreihe „studio frankfurt“ (1952–1953); Walter Höllerer mit seinem Lyrikbuch „Transit“ (1956) und der schon 1954 noch nicht dreißigjährig verstorbene Verleger, Herausgeber und Übersetzer Rainer Maria Gerhardt mit den „fragmenten“.

V. Die dritte Periode: 1966–1978

Die Aura des „Guten Buches“, die im Bildungskanon des deutschen Bürgertums eine so wichtige Rolle gespielt und sich über zwei Weltkriege hinweg etwa im Insel-Verlag exemplarisch dargestellt hatte, verflüchtigt sich nun mehr und mehr. Das hat seine Gründe in zwei Bewegungen der sechziger Jahre, die – scheinbar gegenläufig, in Wirklichkeit eng aufeinander bezogen – die Einstellung zu den Büchern verändern: Gemeint ist die Kommerzialisierung des westdeutschen Literaturmarktes und die Politisierung seiner Adressaten.

Schon 1958 hatte Hans Magnus Enzensberger unter der Überschrift „Bildung als Konsumgut“ die Taschenbuch-Produktion als Beispiel einer neuen Bewußtseinsindustrie vorgeführt, detailliert in der Kritik und zugleich fasziniert von den publizistischen Möglichkeiten des Mediums. Das Verlagswesen erlebt jetzt eine Welle der Firmenkonzentrationen. Die Mischkonzerne Bertelsmann und Holtzbrinck akquirieren Buchverlage und kombinieren sie mit Druckereien, Taschenbuchreihen, Buchgemeinschaften, Presse-Erzeugnissen und Schallplatten zu kompletten Verwertungsnetzen. Um den Verlag Langen-Müller herum entsteht eher im stillen die Verlagsgruppe Fleißner. Das Verlagswesen beginnt sich nach amerikanischem Vorbild zu industrialisieren. Aber die dadurch hervorgerufene Kritik bedient sich ebenfalls der Druckmedien: 1965 gründet Enzensberger sein „Kursbuch“ im Suhrkamp Verlag, und die innerbetriebliche Lektoren-Opposition – dort wie in anderen Verlagen – strebt den Zugriff auf die Publikationsmittel an. Zugleich meldet sich die Interessenvertretung der literarischen Autoren. 1972 erscheint – übrigens in einem Konzernverlag – der „Autorenreport“, der auf das zunehmende Mißverhältnis zwischen der Verwertungsindustrie und den Urhebern aufmerksam macht. 1973 beschließt der Verband deutscher Autoren den Beitritt zur Industriegewerkschaft Druck und Papier.

Es ist interessant zu beobachten, wie im Schatten der wachsenden Großbetriebe nun eine Fülle kleiner und kleinster Verlage entsteht, deren literarische Kompetenz sich zumeist umgekehrt proportional zu ihrer Kapitalkraft verhält. Einer von ihnen, der Verlag Roter Stern, dringt ins Allerheiligste der Verlegerzunft vor und ediert eine historisch-kritische Hölderlin-Ausgabe (1975). Das literarische Leben wird dadurch erheblich bereichert, und es erfährt eine weitere Anregung durch die

trotz aller Hindernisse auf dem Lizenzweg einströmende Literatur aus der DDR. Es ist erstaunlich genug, wie die unter anderen Lebenserfahrungen entstandenen Bücher von Christa Wolf, Volker Braun oder Irmtraud Morgner ohne Umstände in die Literaturzirkulation der Bundesrepublik eingeführt, rezensiert, gelesen und zu Gegenständen des öffentlichen Unterrichts gemacht werden – als sei, nach einem Wort von Grass, Deutschland ein literarischer Begriff. Das Befremden setzt erst ein, als die Grenze fällt.

Kein Zweifel: Es herrscht in diesen Jahren eine Konjunktur des Büchermachens und des Bücherlesens. Und wie bei jeder Konjunktur zeigen sich auch erste Anzeichen von Überanstrengung. In den großen Verlagen vermindert der Verwertungsdruck den Vorrat an Buchrechten schneller, als neue Bücher geschrieben werden. Das merken die von Lizenzen abhängigen, bisher so florierenden Buchgemeinschaften ebenso wie die Taschenbuchverlage. Während die einen versuchen, mit immer höheren Aufwendungen ihren Mitgliederbestand wenigstens zu halten, expandieren die anderen weiter, wobei die Erstauflagen sinken – von anfänglich 50 000 auf 20 000 und 10 000 –, die Beschaffungskosten steigen und die Ladenpreise anziehen. Immerhin ist zu den Taschenbuchunternehmen der Gründerjahre 1961 noch der bedeutende Deutsche Taschenbuch Verlag hinzugekommen und sind Anfang der siebziger Jahre noch neue Reihen bei Suhrkamp, Insel und Luchterhand entstanden. Ein Verdrängungswettbewerb ist unvermeidlich.

Den Vorteil der aufgeregten Buchmarktzeiten haben die Leser. Die Bestsellerlisten zeigen jetzt ein weites Spektrum von Literatur: von Hildegard Knef und Erich von Däniken über Eric Malpass zu Günter Grass, Erika Runge und Günter Wallraff. Solche Bestsellerlisten spielen in Westdeutschland seit dem Ende der fünfziger Jahre eine zunehmende Rolle bei der Steuerung der Buchnachfrage: der „Seller-Teller“ der Wochenzeitung „Die Zeit“ (seit 1957), die SPIEGEL-Bestsellerliste (seit 1961, ab 1971 im „Buchreport“) als Publikumslisten, später die „Bestenliste“ des Südwestfunks als Kritikerauswahl (seit 1975).

Trotz der unterschiedlichen Erhebungsverfahren lassen sich die „Lieblingsbücher“ bestimmter Jahre deutlich daraus ablesen. 1970 zum Beispiel belegten vier Titel die ersten vier Plätze der Publikumslisten in wechselnder Reihenfolge: Hildegard Knef: „Der geschenkte Gaul“, Johannes Mario Simmel: „Und Jimmy ging zum Regenbogen“, Alexander Solschenizyn: „Im Interesse der Sache“

und Henri Charrière: „Papillon“. Als die Zeitschrift „Capital“ eine kumulierte Bestsellerliste der Jahre 1965–1970 veröffentlicht, stehen nicht Böll, Frisch oder Lenz an erster Stelle, sondern der Roman „Geometrie einer Ehe“ von Willi Heinrich aus dem Jahr 1967. Die Zusammenfassung aller SPIEGEL- und Buchreport-Listen von 1961–1996 führt als erste Titel die „Unendliche Geschichte“ von Michael Ende, „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ von Gabriel García Márquez und „Der Schamane“ von Noah Gordon an – und immer noch an neunter Stelle Hildegard Kneps „Der geschenkte Gaul“. Bestplazierter Autor ist mit allen seinen Büchern Johannes Mario Simmel; er stand insgesamt 169 Wochen lang an erster Stelle.

Allerdings: Rückschlüsse auf das Leseverhalten der gesamten Bevölkerung (oder auf den Geschäftserfolg von Verlagen) lassen sich aus solchen Skalen nur mit größter Vorsicht ziehen – zu leicht verdeckt die Mengenkonzunktur einzelner Titel die Präferenzen wichtiger Lesergruppen. Sicher ist aber, daß die Favoriten der Bestsellerlisten mit dem gebotenen Zeitabstand in den Programmen der Buchgemeinschaften und der Taschenbuchverlage wieder erscheinen. So begegnen uns in den Taschenbuch-Bestsellerlisten von 1970 die Original-Bestseller von 1968 aufs neue: „Airport“ von Arthur Hailey, „Deutschstunde“ von Siegfried Lenz und der Serienerfolg „Angélique“ von Anne Golon.

Anders die „Bestenliste“ des Südwestfunks. Hier erscheinen in den siebziger Jahren, unabhängig von ihrem Auflagenerfolg, so interessante Bücher wie „Abend mit Goldrand“ von Arno Schmidt, „Montauk“ von Max Frisch, Kafkas Briefe an Otlá oder „Versuchte Nähe“ von Hans Joachim Schädlich. Kritikerkommunikation und Fernseh-Präsentation haben aber auch solchen Titeln zu größerer Publizität verholfen, als ihnen ohne solche Anstrengungen beschieden gewesen wäre.

Zur Publizität: Der erwähnte Bestseller „Der geschenkte Gaul“ von Hildegard Knep, 1970 bei Molden in Wien erschienen, gilt als früher Höhepunkt verlegerischer *promotion*. Der Werbe-Etat betrug 250 000 DM; es wurden 2 000 Gratisexemplare an den Buchhandel vorab versandt; eine mehrwöchige Lesereise führte die Autorin durch 26 Städte; eine Schallplattenaufnahme erschien als Doppelalbum. Die verkaufte Auflage betrug nach kaum einem Jahr 500 000 Exemplare. Heute erscheint an diesem Fall bedeutsamer, daß die Medienkarriere der Verfasserin eine wichtige Voraussetzung für den Bucherfolg war.

VI. Die vierte Periode: 1979 bis heute

Mit dem ersten großflächigen Buchkaufhaus im Herzen der Stadt München eröffnet der Buchhändler Heinrich Hugendubel 1979 zugleich auch eine neue Ära. Der Buchhandel, lange Zeit als vom Verlag abhängige sekundäre Sparte verkannt, entwickelt jetzt seine eigene Marktmacht und läßt sie in Großbuchhandlungen, Filial- und Franchise-Ketten sowie in Direktvertriebsunternehmen wie „2001“ und später „Weltbild“ deutlich sichtbar werden. Aus der traditionellen Angebotsstärke der Verlage wird die Nachfragestärke der Großvertreiber und Zentraleinkäufer. Aus den unverkauften Resten der Überproduktion entwickelt sich ein zweiter Markt, der unter der freundlichen Bezeichnung „Modernes Antiquariat“ erfolgreich mit Niedrigpreisen operiert; er wird bald auch von Spezial-Verlagen mit Nachschub versorgt, die alte und neue Nachschlagewerke, Kinderbücher und Kunstliteratur billig produzieren. Neben das übliche Novitätenangebot tritt so das Recycling ruhender Buchrechte. Die Bücherfreunde gewöhnen sich daran, große Buchhandlungen durch Stapel von Sonderangeboten hindurch zu betreten, um sich dann einem zahlenmäßig beträchtlichen Angebot präserter Titel aus der laufenden Produktion gegenüber zu sehen: mit der Rolltreppe durch die Bücherwelt.

Dies gilt übrigens auch in einem geographischen Sinn, denn die Belletristik wird nun mehr und mehr international, etwa ein Drittel besteht derzeit aus Übersetzungen. Davon wiederum stammen 75 Prozent aus dem englischen Sprachbereich, aber auch die „kleineren“ Literatursprachen – wie die schwedische, niederländische oder polnische – sind zahlreich vertreten. Der Horizont ist erweitert, aber die literarische Orientierung ist erschwert. Spontankäufe sind die naheliegende Reaktion. Es sei denn, ein Buchtitel ist bereits auf anderem Wege ins Gespräch gekommen.

Tatsächlich beziehen immer mehr Bücher ihre Inhalte und ihre Publizität nicht aus sich selbst, sondern aus dem Fernsehen, der Musikszene, dem Computerwesen oder dem Kino. Der Bogen reicht von Klassikerausgaben aus Anlaß einer Verfilmung (Joseph Conrad, Jane Austen) über Filmbücher (Jurassic Park), Seriengeschichten („Akte X“) und Bücher von TV-Stars (wie Alfred Biölek) bis zum „genialen Buch zum genialen Ei“. „Kein Zweifel: Das Buch zur Fernsehserie wird zum Merchandising-Hit“, berichtet das Börsenblatt

vom 16. 1. 1998 und meint damit nicht nur die Millionen-Verbreitung der Bücher, sondern auch die Erlösanteile der Sender. Allerdings ist der Bedeutungsverlust des Buchmediums in diesen Fällen unverkennbar – es wird zum Sekundärmedium und ist nur als solches erfolgreich. So ist nicht mehr nur die amerikanische Buchwerbung voll von Rückverweisen auf die Medienpräsenz von Werken und Autoren. Die Visualisierung geht der Lektüre voraus, auch hierzulande.

Nach einer nur kurzzeitig wirksamen Markterweiterung durch die Vereinigung der beiden deutschen Staaten antwortet das Verlagsgewerbe auf die zunehmende Nachfragemacht des Handels mit der weiteren Diversifikation seiner Programme. Jeder macht nach Möglichkeit alles. Alte, oft schon erloschene Verlage werden reaktiviert, neue Beteiligungen, neue Imprint-Verlage ohne eigenen Geschäftsbetrieb treten im Dutzend auf, neue Taschenbuchverlage entstehen, alte Taschenbuchverlage nehmen gebundene Bücher ins Programm. Eine solche Scheinkonjunktur vergrößert die schon lange beklagte Überproduktion – und je mehr produziert wird, um so radikaler wählt der Handel aus dem Verlagsangebot aus. Der Restauflagenhandel blüht, die Lebensdauer der Neuerscheinungen verkürzt sich. So entsteht ein fataler Zirkel aus Überproduktion und Lagerräumung.

Angesichts immer neuer Ladenketten und Kettenläden – z. B. „Weltbild plus“ mit derzeit 60 Filialen in den drei deutschsprachigen Ländern – hat der gelegentliche Buchkäufer jedoch nicht zu klagen. Die Auswahl dessen, was auf Regalen und in Versandkatalogen angeboten wird, ist groß genug, um seinen Bedürfnissen Genüge zu tun. Und auch diejenigen Leser, die in einer Umfrage von 1996 angeben, „besonders gerne Bücher zu lesen“, finden Wege (und Buchhandlungen), um sich ihre Bücher zu beschaffen. Ihnen zeigt sich noch immer das Buch als ein offenes und vertrautes Medium, das erst im Kopf des Lesers wirksam wird – dort, wo Phantasie und Erinnerung ihren Sitz haben. Für sie werden die Feuilletons der Tages- und Wochenzeitungen gemacht, für sie die Literatursendungen des Rundfunks. Eine sich schnell ausbreitende Hörbuchproduktion auf Tonträgern kann ihnen als Ergänzung (oder als Alternative) zur Lektüre dienen. Vor allem aber sind sie die Adressaten der riskanten literarischen Programme kleiner und großer Verlage. Was Wagenbach für die italienische Gegenwartsliteratur tut und Hanser für die skandinavische, wie die Friedenauer Presse sich für die russischen Klassiker engagiert, Fischer für Virginia Woolf und Luchterhand für Ernst Jandl – das alles bedeutet für diese Leser eine immaterielle Wertschöpfung, die sich mit der materiellen Buchproduktion unlösbar verbindet.

Lektüren im „Leseland“ vor und nach der Wende

I. „Leseland DDR“

Auf dem VIII. Schriftstellerkongreß der DDR, der zwischen der Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 und dem Ausschluß von neun Autoren aus dem DDR-Schriftstellerverband 1979 stattfand¹, war der Vorsitzende Hermann Kant offensichtlich in Schwierigkeiten, Fortschritte in der Entwicklung des sozialistischen Realismus zu vermelden. Er hielt sich in seinen Urteilen über die Literatur auffällig zurück. Um aber überhaupt Fortschritte angeben zu können, verwies er auf die weite Verbreitung des Buches im Land und seine gesellschaftliche Wertschätzung. Die sozialistische Lesekultur sei der kapitalistischen in der Bundesrepublik, dem „Bestseller Country“, überlegen, und so belegte er die DDR mit dem „stolzen Titel Leserland“ bzw. „Bücherland“². Auf dem X. Parteitag der SED griff Erich Honecker in seinen Ausführungen zur Kulturpolitik die Intentionen und den Begriff Kants – nun in „Leseland“ umformuliert – auf³. 1982 setzte der Stellvertretende Kulturminister Klaus Höpcke „Leseland“ in den Untertitel eines im Mitteldeutschen Verlag erschienenen Sammelbandes mit Aufsätzen und Rezensionen zur Literatur⁴. Spätestens damit war ein Topos eingeführt, der sich als außerordentlich zählebig erwies und an dem eine Erörterung der Lektüre in der DDR nicht vorbeikommt.

Im Osten diente der Begriff zur durchgängig positiven Charakterisierung der „sozialistischen Literaturverhältnisse“; im Westen wurde er bald im Feuilleton mit oder ohne Anführungsstriche verwendet, so daß er selbst von der Literaturwissenschaft und Literatursoziologie aufgegriffen wurde, wenn auch stets mit dem Vorbehalt gegenüber

einem propagandistisch geprägten Begriff⁵. Selten wurde ausdrücklich auf ihn verzichtet⁶. Unter „Leseland“ wurden konzeptionell sehr verschiedene Konstrukte verstanden, die aber zwei Hauptkomponenten aufwiesen: die hohe Akzeptanz des Buches in der Gesellschaft und eine weite Verbreitung des Buches – beides von einer dezidierten Kulturpolitik herbeigeführt. Im Begriff schwingt natürlich die Vorstellung mit, in der DDR sei mehr gelesen worden⁷. Dies war nicht der Fall, auch wenn es der unterschiedlichen Erhebungsmethoden wegen schwer fällt, im direkten Vergleich eindeutige empirische Belege beizubringen⁸. In international vergleichenden Studien nahm die Lesehäufigkeit der DDR-Bevölkerung einen guten vorderen Platz ein.

II. Kulturpolitische Rahmenbedingungen für das Leseverhalten

Die Lesekultur der DDR unterschied sich jedoch deutlich von der westlicher Staaten, was in den spezifischen Rahmenbedingungen, die von einer sozialistischen Kulturpolitik geschaffen worden waren,

5 Vgl. Bernhard Meier, Lesen, Leser und Leseforschung in der DDR, in: Stiftung Lesen (Hrsg.), Lesen im internationalen Vergleich, Mainz 1990, S. 124; Ludwig Muth, „Mittelstandsbauch“, in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Nr. 96 vom 3. 12. 1991, S. 4190; Wolfgang Emmerich, Kleine Literaturgeschichte der DDR, Leipzig 1996, S. 447.

6 Ursula E. E. Köhler, Lesekultur in beiden deutschen Staaten. 40 Jahre – ein Vergleich. Geschichte – Theorie – Empirie, Teil 1, in: Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels LXIV. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe Nr. 24 vom 23. März 1990, S. 2438.

7 Jürgen Schröder, Literatur als Ersatzöffentlichkeit? Gesellschaftliche Probleme im Spiegel der Literatur, in: Gerd Meyer/Jürgen Schröder (Hrsg.), DDR heute: Wandlungstendenzen und Widersprüche einer sozialistischen Industriegesellschaft, Tübingen 1988, S. 113.

8 Daten zur Entwicklung und Differenzierung des Leseverhaltens sind in meinem Vortrag „Lesekultur im Wandel: Vom ‚Leseland‘ zum Medienpluralismus“ auf der Fachtagung des Südwestfunks „Medienrezeption seit 1945“ am 24./25. Oktober 1997 in Baden-Baden ausführlicher dargestellt. Der vorliegende Aufsatz knüpft an diesen im Druck befindlichen Vortrag an.

1 Vgl. Joachim Walther/Wolf Biermann/Günter de Bruyn u. a. (Hrsg.), Protokoll eines Tribunals. Die Ausschlüsse aus dem DDR-Schriftstellerverband 1979, Reinbek 1991.

2 Hermann Kant, Die Verantwortung des Schriftstellers in den Kämpfen unserer Zeit, in: ders., Zu den Unterlagen, Berlin 1981, S. 216, 223.

3 Bericht des ZK der SED an den X. Parteitag der SED, Berlin 1981, S. 104.

4 Klaus Höpcke, Probe für das Leben. Literatur in einem Leseland, Halle 1982.

begründet ist. Nachdem der Aufbau der Grundlagen des Sozialismus verkündet worden war, wurden die Maßnahmen zur Steuerung der Literatur seit 1963 in einer zentralen Leitung – der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel im Ministerium für Kultur – gebündelt⁹. Die folgende Darstellung bezieht sich allein auf den Zeitraum nach 1963.

Betrachtet man von den erziehungs- und kulturpolitischen Maßnahmen diejenigen, die sich auf die Entwicklung des Leseverhaltens am stärksten auswirkten, dann ist allen voran die lebenslange Lesesozialisation zu nennen. Für die DDR war charakteristisch, daß die Lesesozialisation nicht der Familie überlassen wurde, sondern mit dem Kindergarten beginnend institutionell gefördert wurde. Im Kindergarten, den nach 1980 über 90 Prozent der Kinder vom 3. Lebensjahr an besuchten, gab es eine methodisch ausgefeilte Einführung in die Literatur, die die Kinder an das Buch heranzuführen sollte. In der allgemeinbildenden Schule war der Literaturunterricht – wie der Vergleich mit den westlichen Bundesländern zeigte¹⁰ – exponiert durch die Trennung von Sprach- und Literaturunterricht mit einer hohen Stundenzahl und einem hohen Lesepensum im Literaturunterricht sowie dadurch, daß im Literaturunterricht ausschließlich literarische Texte behandelt wurden. Die literarische Sozialisation wurde in der Berufsausbildung und sogar im Berufsleben weitergeführt. Die Gewerkschaften hatten in den Kultur- und Bildungsplänen unmittelbar literatur- und lesefördernde Maßnahmen zu übernehmen. Die Ergebnisse waren freilich bescheiden¹¹. Literaturinteressierte konnten allerdings für ihre Arbeit jede Förderung von den Betriebsleitungen erhalten, was mehr und mehr von privat agierenden Interessengruppen genutzt wurde.

9 Grundlegend dazu Ulrich Meyszies, *Das Literatursystem der DDR. Studien zur Medien- und Kommunikationsgeschichte der DDR-Literatur*, Diss., Halle 1996; Simone Barck/Martina Langermann/Siegfried Lokatis, „Jedes Buch ein Abenteuer“. Zensur-System und literarische Öffentlichkeiten in der DDR bis Ende der sechziger Jahre, Berlin 1997.
10 Vgl. dazu Harro Müller-Michaels, *Deutschunterricht*, in: Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen (Hrsg.), *Vergleich von Bildung und Erziehung in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik*, Köln 1990, S. 234 ff.; Rainer H. Lehmann/Rainer Peek/Iris Pieper/Regine von Stritzky, *Leseverständnis und Lesegewohnheiten deutscher Schüler und Schülerinnen*, Weinheim-Basel 1995, S. 82 ff.

11 Die Erhebungen zum Leseverhalten in den siebziger Jahren zeigten keinen unmittelbaren Einfluß direkter lesefördernder Maßnahmen in den Betrieben auf die Lesedisposition. Vgl. dazu Dietrich Sommer/Dietrich Löffler/Achim Walter/Eva Maria Scherf, *Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst*, Berlin 1978, S. 315 f.

Als sich in den siebziger Jahren die Kulturpolitik stillschweigend vom Konzept einer revolutionären Massenkultur verabschiedet hatte und den individuellen Freizeitanprüchen entgegenkam, vollzog sich jedoch keine Wende zur Erlebnisgesellschaft¹², weil die Entwicklung zwei deutlich markierte Grenzen hatte: Die eine wurde gebildet von den fehlenden wirtschaftlichen Ressourcen – den privaten aus den Haushaltseinkommen wie den gesellschaftlichen des Staates, der Kommunen und Betriebe. Die andere Grenze setzten die politischen Verhältnisse, die nur eine enge, klar definierte Freizügigkeit zuließen. Ihre Enge wurde in den willkürlichen Reisebehinderungen bzw. -verboten am schmerzlichsten empfunden. Die DDR-Gesellschaft blieb noch ganz dem Handlungsmuster einer aufgeschobenen, nur durch harte Arbeit zu erreichenden Glücksbefriedigung verhaftet. Dieses erzwungene Festhalten an einer traditionellen Freizeitkultur sicherte den hohen Rang des Lesens im Freizeitverhalten.

Die Kulturpolitik, für die das Buchlesen ein Maßstab für das Kulturverhalten schlechthin war, tat ein übriges, um den Zugang zum Buch zu erleichtern. In den sechziger Jahren wurde das System der Buchdistribution weiter ausgebaut, um eine flächendeckende Versorgung mit Literatur ermöglichen zu können. Zum Ende der DDR waren in 97 Prozent der 7 565 Gemeinden staatliche, allgemeine, öffentliche Bibliotheken vorhanden, die überwiegend (zu 82 Prozent) nebenamtlich betreut wurden. Diese breite Streuung war mit teils erheblichen Nachteilen erkauft: Der Zustand vieler Gebäude war schlecht, die Ausrüstung veraltet¹³. Die Buchbestände zeichneten sich durch eine umfassende Auswahl ideologisch und ästhetisch erwünschter Titel aus. Das war einer der Gründe, weshalb in den achtziger Jahren die Belletristikentlehnungen zurückgingen, obwohl die Bestände weiter wuchsen¹⁴. Auch der Buchhandel war – nachdem die privaten Sortimentler zurückgedrängt worden waren – als ein systematisch angelegtes Versorgungsnetz mit verschiedenen Typen von Buchhandlungen aufgebaut worden. Es gab Ende der achtziger Jahre neben 390 privaten Buchhandlungen (einschließlich der Buchhandlungen von

12 Vgl. Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main-New York 1992.

13 Vgl. Institut für Kulturforschung beim Ministerium für Kultur (Hrsg.), *Kultur in der DDR – Daten 1975–1988*, Berlin 1989, S. 15.

14 Vgl. Helmut Göhler, *Die Realität hinterfragen. Veränderungen und Differenzierungen im Benutzerverhalten in öffentlichen Bibliotheken der neuen Bundesländer*, in: *Buch und Bibliothek*, 49 (1997) 3, S. 221.

Kirchen und anderen Organisationen) ca. 700 Volksbuchhandlungen unterschiedlicher Größe in den Gemeinden und ca. 60 Buchhandlungen in Großbetrieben, die einen erheblichen Teil ihres Umsatzes über Agenturen und Vertriebsmitarbeiter abwickelten. Nicht unwesentlich am Buchvertrieb beteiligt waren die ca. 100 Buchhandlungen des selbständigen Zeitschriften- und Buchvertriebs der Nationalen Volksarmee.

Die Funktion der flächendeckenden Netze unterschied sich wesentlich von der traditionellen Distributionsfunktion, wie sie sich für Buchhandel und Bibliotheken seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet hatte. Auf dem nicht gesteuerten Buchmarkt vermitteln beide über Angebot und Nachfrage zwischen den Buchproduzenten und den Lesern. Im sozialistischen Literatursystem sollten sie im Gegensatz dazu eine planmäßig erstellte Buchproduktion gezielt an ein definiertes Lesepublikum – vor allem an die bisher kulturell benachteiligten Schichten – bringen. Buchhandel und Bibliotheken hatten also die Aufgabe, den „Durchsatz“ einer Buchproduktion zu vollziehen.

Von den Konsequenzen seien hier die für die Leser und die Lektüre wichtigen Aspekte betrachtet: Die Steuerung der Buchproduktion wurde über ein durchgängiges Zensursystem vollzogen¹⁵. Die praktizierte Präventivzensur lief weniger darauf hinaus, einzelne Titel zuzulassen oder zu verbieten, sondern die Gesamtbuchproduktion zu steuern, d. h., die Proportionen der Gattungen und Genres, die Auflagenhöhe für jeden Titel, dessen Verteilung in die Distributionskanäle und bei kritischen Titeln bis hin zu den Rezensionen fest zu planen. In dieser Planung entfielen auf die gesellschaftswissenschaftliche und belletristische Literatur seit den siebziger Jahren nahezu 60 Prozent der Titelproduktion mit rund 23 000 Exemplaren Durchschnittsauflage der belletristischen Literatur. Die Anzahl der verlegten Titel war demgegenüber niedrig: Der Tiefpunkt – eine Auswirkung der restriktiven Kulturpolitik nach dem 11. Plenum der SED von 1965 – war 1972 mit lediglich 916 belletristischen Titeln erreicht.

Die Buchproduktion der DDR war gekennzeichnet durch einen Widerspruch zwischen einem hohen Belletristikanteil an der Gesamtbuchpro-

15 Vgl. S. Barck u. a. (Anm. 9); Ernst Wichner/Herbert Wiesner (Hrsg.), *Zensur in der DDR. Geschichte, Praxis und ‚Ästhetik‘ der Behinderung von Literatur*, Berlin 1991; dies. (Hrsg.), *„Literaturentwicklungsprozesse“*. Die Zensur der Literatur in der DDR, Frankfurt am Main 1993; Richard Zipser (Hrsg.), *Fragebogen Zensur. Zur Literatur vor und nach dem Ende der DDR*, Leipzig 1995.

duktion und einer niedrigen Titelzahl bei hohen Auflagen für einzelne Titel. Dieser Widerspruch unterstreicht, wie hoch die SED-Führung die Wirksamkeit der schönen Literatur für die Ausbildung von politischen und weltanschaulichen Überzeugungen veranschlagte. Das Titelangebot sollte auf eine ideologisch, moralisch und ästhetisch sanktionierte Literatur eingeschränkt werden, die dafür in hohen Auflagen bereitgestellt wurde.

Den Hauptteil der Belletristik stellten die Werke des sozialistischen Realismus und der realistischen Weltliteratur. Die Literatur der zeitgenössischen nichtmarxistischen Geisteswissenschaften wurde, von religiöser Literatur abgesehen, kaum aufgelegt. Die europäische Moderne und die westdeutsche Gegenwartsliteratur waren in einer oft willkürlich nach politischen, aber auch moralischen oder ästhetischen Kriterien getroffenen Auswahl zugelassen. Triviale Unterhaltungsliteratur wurde praktisch nicht aufgelegt. Mit zu wenig Titeln vertreten und in zu geringen Auflagenhöhen produziert war auch die populärwissenschaftliche Literatur oder Sachliteratur, bei der es nur sehr wenige westliche Lizenztitel oder Importe gab. Seit Mitte der siebziger Jahre kam es zu geringen Lockerungen in der Zensur¹⁶.

III. Einheitlichkeit und Differenzierung der Lektüre

Diese Steuerung der Buchproduktion erzeugte ein weitgehend kontinuierliches Angebot, in dem es keine Bestseller, keine kurzlebigen literarischen Moden gab. Die Leser sahen sich einer überschaubaren Anzahl von Werken immer wieder aufgelegter und vielseitig propagierter Autoren konfrontiert, die über Bibliotheken und im Buchhandel leicht erreichbar waren. Die begrenzten Auswahlmöglichkeiten blieben nicht ohne Folgen. Die Lektüre des durchschnittlichen Lesepublikums rekrutierte sich, wie die empirischen Studien aus den sechziger und siebziger Jahren ausweisen¹⁷, jahre-

16 Vgl. Irene Charlotte Streul, *Westdeutsche Literatur in der DDR. Böll, Grass, Walser und andere in der offiziellen Rezeption 1949–1985*, Stuttgart 1988; Günter Erbe, *Die verfemte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem „Modernismus“ in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur der DDR*, Opladen 1993. Zur Zensurierung von Karl May siehe Christian Heermann, *Old Shatterhand ritt nicht im Auftrag der Arbeiterklasse. Warum war Karl May in SBZ und DDR „verboten“?*, Dessau 1995.

17 Vgl. Helmut Göhler/Bernd Lindner/Dietrich Löffler (Hrsg.), *Buch, Lektüre, Leser. Erkundungen zum Lesen*, Berlin 1989, S. 141 ff.

lang aus der Literatur des Werkekanons, der von der Schule und der Literaturpropaganda beharrlich verbreitet worden war. Die ständige Anwesenheit der geförderten Literatur bewirkte, daß sie sich in der Lektüre eines breiten Publikums durchsetzte und daß eine Fokussierung des allgemeinen Interesses auf einzelne Titel möglich wurde. Die Kommunikation über herausragende Titel wie Bruno Apitz' „Nackt unter Wölfen“, Erik Neutschs „Spur der Steine“ oder Michail Scholochows „Ein Menschenschicksal“ entfaltete sich nicht bloß in Gruppen, sondern in der Gesellschaft. Damit war ein Grundstock gemeinsamer Lektüre gesichert, ohne jedoch individuelle Interessen auszuschalten. Die Beschränkung des Buchangebots ist gleichwohl stets als empfindlicher Mangel wahrgenommen worden.

Die von der Literaturpolitik angestrebte Vereinheitlichung der Lektüre war zunächst erfolgreich, doch ohne die damit angestrebte politische und ideologische Integration zu erreichen. Die Lektüre befestigte nur einen schon vorhandenen und von der Schule verstärkten Realismusbegriff, der darauf hinauslief, die Leseerfahrungen in Beziehung zur persönlichen und unmittelbar gesellschaftlichen Erfahrung zu setzen.

Es ist damals schon viel diskutiert worden, in welchem Umfang die Lektüre Unterhaltungsbedürfnisse befriedige. Vermutet wurde, daß der Buchenwaldroman von Bruno Apitz („Nackt unter Wölfen“) oder die Kriegerromane von Dieter Noll („Die Abenteuer des Werner Holt“) und Günter Hofé („Roter Schnee“) eher ihres Spannungscharakters als ihrer antifaschistischen Aussage wegen gelesen würden. Darauf deutete auch die ständige Lektüre der immer wieder aufgelegten Unterhaltungsliteratur aus dem 19. Jahrhundert (Dumas, London) mit einem sonst so wenig bekannten „Thriller“ des australischen Autors Markus Clarke über die Besiedlung Australiens („Lebenslanglich“) hin.

Gerade in der Beschränkung des Angebots an Unterhaltungsliteratur war zu erkennen, wie weit sich die Buchproduktion von den literarischen Bedürfnissen und Interessen der Leser entfernt hatte und zu einer Verteilung von Literatur wurde, die nur noch wenig interessierte. Im Buchhandel zeigte sich dies an der Zunahme von Lagerbeständen beim Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel (LKG) auf der einen und auf der anderen Seite in der völlig unzureichenden Bereitstellung der vom Leser erwünschten Literatur. Der Buchhandel versuchte nun seinen Kunden entgegenzukommen, indem er für letztere vorsorglich mehr

Exemplare bestellte, als Vorbestellungen vorlagen, um die Kundenwünsche auch bei Kürzung bzw. Kontingentierung bedienen zu können. Das führte zu sogenannten Überzeichnungen für immer mehr Titel: 1973 waren 39,1 Prozent der vom LKG angekündigten Buchtitel, 1982 49,2 und 1988 schließlich 57 Prozent überzeichnet; in der Belletristik waren es 80 Prozent und bei Kinderbüchern gar 100 Prozent¹⁸.

Die Leser konnten sich auf den Buchhandel nicht mehr verlassen – er war unkalkulierbar geworden. Um dennoch an die erwünschte Literatur zu kommen, war man sehr erfindungsreich. Das reichte von Buchstreifzügen über Land, weil Landbuchhandlungen besser beliefert wurden, und vom Einkauf bei Buchbasaren, die mit Sonderlieferungen attraktiv waren, über Buchkäufe in sonst öffentlich nicht zugänglichen Buchhandlungen, wie etwa an Buchständen der Armee am Tag der Nationalen Volksarmee¹⁹, bis hin zum „Re-Import“ von Büchern aus den Buchhandlungen der Informations- und Kulturzentren der DDR im sozialistischen Ausland²⁰. Das Buch war – anders als geplant – zu einem kostbaren Gut geworden, das sich anschickte, seinen Warencharakter zu verlieren.

Es muß an dieser Stelle darauf verwiesen werden, daß die genannten Verhaltensweisen vor allem für die ältere Lesergeneration charakteristisch sind – für jene, die ihre Lesesozialisation in der Zeit vor dem Mauerbau erfahren hatte. Die Generation der nach 1960 Geborenen durchlief eine andere kulturelle Sozialisation, in deren Mittelpunkt die Musik stand, deren Ursprünge und Originalität aus dem Westen kamen. Die Jugend löste sich aus der DDR-spezifischen Kulturtradition, was sich u. a. in einem außerordentlichen Rückgang der Lektüre ausdrückte. Vor allem junge Arbeiter und Angestellte lasen immer weniger; Abiturienten und Studenten interessierten sich zum Ende der DDR hin wieder für Gegenwartsliteratur²¹.

18 Vgl. Hans Hünich, Die Geschichte des LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels 1946–1984 (als Manuskript gedruckt. Nur für den Dienstgebrauch), Leipzig o. J. (1986), S. 257, 350; Cordula Günther, Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel. Kurzstudie, Leipzig o. J. (1992).

19 Die Buchhandlungen der Nationalen Volksarmee erhielten ihre Bestellungen vom Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel ungekürzt und konnten begehrte Literatur anbieten.

20 Zur Beschaffung westlicher Literatur vgl. Mark Lehstedt, Im Dickicht hinter der Mauer – der Leser, in: ders./Siegfried Lokatis (Hrsg.), Das Loch in der Mauer. Der innerdeutsche Literaturtausch, Wiesbaden 1997, S. 348–357.

21 Vgl. dazu Bernd Lindner, Brüche und Kontinuitäten – Leseverhalten Jugendlicher in den neuen Bundesländern, in:

Tabelle 1: Lektüre von Belletristik 1988/1989 (Anzahl der Nennungen pro Titel bzw. Autor)

<i>Magdeburg 1988: Haben Sie in letzter Zeit ein Buch gelesen, daß Sie stark beeindruckt hat?</i>		<i>DDR 1989: Was für ein Buch haben Sie zuletzt gelesen bzw. lesen Sie gerade?</i>	
E. Strittmatter: Der Laden	33	E. Neutsch: vier Titel	22
G. Wallraff: Ganz unten	23	L. Scherzer: Der Erste	20
D. Noll: Die Abenteuer des Werner Holt	20	E. Strittmatter: Der Laden (12mal) u. andere	16
R. Geppert: Die Last, die du nicht trägst	13	Ch. Wolf: Sommerstück (4mal), Störfall (3mal) u. 7 andere	16
U. Eco: Der Name der Rose	12	Tsch. Aitmatow: Die Richtstatt (12mal) u. andere	15
Tsch. Aitmatow: Die Richtstatt	11	Karl May: sieben Titel	15
B. Apitz: Nackt unter Wölfen	10	R. Merle: sechs Titel	13
H. Kadenbach: Requiem für Sabrina	10	W. u. E. Thom: Rückkehr ins Leben	12
Tsch. Aitmatow: Der Tag zieht den Jahrhundertweg	9	Chr. Hein: Der Tangospieler (7mal) u. andere	11
J. I. Kraszewski: Gräfin Cosel	9	R. Dahl: Lammkeule/Kuschelmuschel	10
R. Merle: Der Tod ist mein Beruf	9	St. Heym: sechs Titel	9
E. Neutsch: Der Friede im Osten	9	M. Wolf: Die Troika	9
M. Selber: Heimkehr in fremde Betten	9	J. London: acht Titel	9
M. Scholochow: Ein Menschenschicksal	8	R. Geppert: Die Last, die du nicht trägst	8
M. Wander: Tagebücher und Briefe	8	E. Zola: acht Titel	8
Ch. Wolf: Störfall	8	I. Allende: Von Liebe und Schatten	7
W. u. E. Thom: Rückkehr ins Leben	7	D. Noll: Die Abenteuer des Werner Holt (6mal), Kippenberg	7
S. Muthesius: Flucht in die Wolken	6	H. Thürk: fünf Titel	7
I. Oberthür: Mein fremdes Gesicht	6	U. Eco: Der Name der Rose	7
n = 1718		n = 1739	

Quellen: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität Berlin, Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel.

IV. Emanzipatorische Lektüre

Darin wurde die paradoxe Entwicklung sichtbar, daß das von der Kulturpolitik eingeforderte Interesse für die sozialistische Gegenwartsliteratur und die damit verbundene Realismuseinstellung sich nunmehr gegen ihre Urheber stellte, insofern als sich die Leser jener Literatur zuwandten, die die realsozialistischen Verhältnisse kritisierte. Dies vollzog sich offenbar parallel zur literarischen Entwicklung in den siebziger und achtziger Jahren, als die Literaturpolitik der SED konzeptionslos wurde und immer weniger Durchsetzungskraft

zeigte²². Im einzelnen ist dies empirisch nicht belegbar, weil literatursoziologische Erhebungen erst in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wieder möglich wurden. Die Titellisten aus den Erhebungen im Bezirk Magdeburg vom März/April 1988²³ und die DDR-repräsentative Erhebung vom Mai/Juni 1989²⁴ zeigen den grundlegenden Wandel (vgl. Tab. 1).

22 Die Beziehung zwischen Kulturpolitik, literarischer Entwicklung und dem Zustand des Bewußtseins in der DDR ist erörtert worden von Antonia Grunenberg, *Aufbruch der inneren Mauer. Politik und Kultur in der DDR 1971–1989*, Bremen 1990.

23 Hans Hofmann, *Lesen von Belletristik. Ergebnisse aus der Bevölkerungsbefragung im Jahre 1988* (Zentralinstitut für Bibliothekswesen: Studie Magdeburg, Folge 2), Berlin 1991, S. 39.

24 Die Erhebung wurde vom Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel in Zusammenarbeit mit dem Germanisti-

SPIEL. Siegener Periodikum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft, 10 (1991) 2, S. 262–282.

Die Befragungen unterscheiden sich in den Fragestellungen: einmal wird nach beeindruckender, das andere Mal nach der letzten Lektüre gefragt. Dieser Differenzierung eingedenk, geben die Listen im Vergleich mit den früheren gleichwohl einen übereinstimmenden Trend wieder. In der Lektüre von Gegenwartsliteratur aus der DDR, die früher von Titeln aus dem Kanon dominiert wurde, sind nur noch Bücher von Bruno Apitz, Erik Neusch und Dieter Noll geblieben; einige der früher in der Spitzengruppe der ersten zwanzig stets vertretenen Schriftsteller wie Anna Seghers, Hermann Kant, vor allem auch Autoren der Sowjetliteratur wie Boris Polewoi und Alexander Fadejew fehlen nun. Jüngere, von der Literaturpropaganda herausgehobene und für die Schullektüre vorgesehene Texte wie Dieter Nolls „Kippenberg“ werden trotz des Prestiges des Autors nicht angenommen.

Nach diesen Listen wird die Lektüre der DDR-Literatur von den kritischen Autoren Christoph Hein, Stefan Heym, Erwin Strittmatter und Christa Wolff angeführt. Ein anderer wesentlicher Teil entfällt auf die Dokumentarliteratur, die sich in den achtziger Jahren geradezu explosiv entwickelte. Sie war das Pendant zur kritischen Literatur²⁵, indem sie auf authentischer Lebenserfahrung und ungeschminkter Wirklichkeitsdarstellung insistierte. Ihre Themen waren das Alltagsleben in allen sozialen Schichten (etwa die Bücher von Maxie Wander und Landolf Scherzer) und die in der Öffentlichkeit weitgehend tabuisierten Bereiche Krankheit, Behinderung, Außenseitertum (Geppert, Kadenbach, Thom, Muthesius, Oberthür). Die gesellschaftliche Brisanz dieser Literatur resultierte nicht allein aus den dargestellten Themen, sondern zugleich aus der Darstellungsweise. Das grundlegende Strukturprinzip war nicht mehr die von der offiziellen Ästhetik eingeforderte Fabel, sondern die Montage. Die literarische Kritik hatte der Fabel vorgehalten, sie konstruiere eine geschlossene sinnvolle Welt, wie sie nicht existiere – die Montage dagegen, die Ausschnitte aus der Wirklichkeit gegeneinandersetze, bringe diese zur unmittelbaren Anschauung.

In diesem Verständnis konnte auch eine Reportage wie die Landolf Scherzers über den ersten

schen Institut der Martin-Luther-Universität Halle durchgeführt. Erste Ergebnisse sind mitgeteilt von Toralf Fischer, Lesen im gesellschaftlichen Umbruch, in: Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels I/1993 (Beilage zum Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Heft 33 vom 27. 4. 1993).

25 Der Begriff wird im Sinne von Wolfgang Emmerich verwandt, vgl. ders., Rückblicke auf die Literatur der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13–14/96, S. 14 f.

Sekretär der SED-Kreisleitung Suhl, in der der Parteisekretär durchaus noch als Vorbild erscheint, weil er sich im Dienst am Gemeinwesen verzehrt, als Entlarvung der generellen Verhältnisse verstanden werden. Sie beschreibt nämlich eindringlich die desolaten wirtschaftlichen und sozialen Zustände, unter denen nur noch „Chaosqualifikation“ angemessen sei. Auch jene Texte, die sich den Themen Krankheit und Behinderung widmen, kritisieren implizit die sozialen und politischen Zustände. Am weitesten in der Symbolik geht Muthesius' „Flucht in die Wolken“. Der Titel nimmt die Überschrift jenes Kapitels auf, in dem die am „Borderline“-Syndrom Erkrankte ihre Befreiung von Ängsten und Zwängen herbeisehnt, indem sie aufbricht, um durch das Brandenburger Tor zu gehen, zuvor aber festgenommen wird.

Die Erstveröffentlichungen von Muthesius, Geppert und Thom liegen gegenüber den Erhebungen um fast zehn Jahre zurück. Sie haben in dieser Zeit mehrere Nachauflagen erfahren: Geppert acht, Muthesius und Thom fünf (Oberthür vier seit 1984, Kadenbach zwei seit 1986). Rezensionen zu diesen Texten finden sich zu den Erstausgaben verbreitet in Tageszeitungen, während die Literaturwissenschaft sie wenig beachtete²⁶. So sind für Muthesius 1981 fünf Rezensionen – in den Tageszeitungen „Berliner Zeitung“, „Neue Zeit“ und „Junge Welt“ sowie im „Sonntag“ und „Deine Gesundheit“ – nachzuweisen, bis die Abteilung Agitation und Propaganda im Zentralkomitee der SED weitere Besprechungen verbot. Dennoch verstand es der Verlag, das Buch weiter zu publizieren, und es gelangte ohne Unterstützung durch Werbung und Kritik in die Breitenlektüre. Das gilt praktisch für die gesamte Dokumentarliteratur. Im Unterschied dazu erreichte die kritische Belletristik ihre Breitenwirkung durch die Unterstützung von wissenschaftlichen Institutionen und literarischen Arbeitsgemeinschaften oder Zirkeln, die – das war ein immer wieder erhobener Vorwurf der Parteiführung – deren Autoren gegenüber denen des sozialistischen Realismus bevorzugten.

Der Aufstieg einer kritischen Literatur gegen die Kulturpolitik war möglich geworden durch ein Bedingungsgefüge, das diese Kulturpolitik erst

26 Es sind nur zwei zurückhaltende literaturwissenschaftliche Arbeiten zur Dokumentarliteratur erschienen: Eva Kaufmann, Für und wider das Dokumentarische in der DDR-Literatur, in: Weimarer Beiträge, 32 (1986) 4, S. 684–689, und Ursula Püschel, Dreizehn arbeitende Menschen oder Betrachtungen, die neuere dokumentarische Literatur betreffend, in: neue deutsche literatur, 35 (1987) 1, S. 72–91.

geschaffen hatte. Die Literatur erschien nicht als Samisdat, als Untergrundliteratur, sondern in den etablierten staatlichen bzw. organisationseigenen Verlagen. Die offizielle Kulturpolitik versuchte durch Zensur, Verweigerung von Nachauflagen, Auflagenkürzungen und Rezensionsverboten die Publikationen zu verhindern oder hinauszuzögern. Diese Maßnahmen blockierten die Verbreitung der Literatur jedoch nicht, weil – nachdem die Verlage die Veröffentlichungen durchgesetzt hatten – die Leser sich aktiv um die Literatur bemühten. Sie waren im Laufe der Jahre trainiert, ihre Buchwünsche vorrangig in privater Kommunikation auszutauschen und sich Buchquellen außerhalb des regulären Buchmarktes zu erschließen. Diese Prozesse sind im einzelnen noch wenig erhellt.

Der Wandel in der Lektüre war die Folge des unaufhaltsamen Auseinanderdriftens der gesellschaftlichen Teilöffentlichkeiten. Während die Öffentlichkeit der Versammlungen und Medien bei allen politikfreien Nischen doch vom parteilichen Diskurs beherrscht war, wurden die Unzulänglichkeiten des Alltags und die Widersprüche der Gesellschaft in der privaten Sphäre erörtert. Die schöne Literatur hob nun (zusammen mit den anderen Künsten) die Erörterung dieser Probleme aus der privaten Sphäre heraus und brachte sie in der öffentlichen zur Sprache. Dies geschah zunächst durch die Publikation selbst, setzte sich aber in den Lesungen und Diskussionen fort. Zeugnisse von literarischen Veranstaltungen zeigen, wie intensiv und offen in diesen tabuisierte Fragen zur Sprache kamen²⁷.

Dadurch, daß sich die Literatur auf die DDR-Gegenwart und -Geschichte einließ und sich gegen den harmonisierenden parteilichen Diskurs in der Honecker-Zeit wandte, der jede öffentliche Auseinandersetzung unterdrückte, wuchs ihr eine neue Funktion zu. Diese Funktion ist unter Schriftstellern und in der Literaturwissenschaft

27 Nach einer Lesung von Christa Wolf aus dem Manuskript ihres Romans „Kindheitsmuster“ im Institut für Kulturpflanzenforschung Gatersleben entwickelte sich eine Diskussion über die individuelle Auseinandersetzung mit Nazideutschland, in der die Leser ihre subjektiven Einsichten in Beziehung zum offiziellen antifaschistischen Diskurs setzten, der von ihnen am Ende als verlogen charakterisiert wurde. In der Schule werde nur Literatur behandelt, „wo die Rede davon ist, wie kritisch man in der Zeit des Faschismus gewesen wäre. Nichts von innerer Emigration, alle befanden sich irgendwie im Widerstandskampf gegen die Nazis.“ Christa Wolf, Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays, Leipzig 1979, S. 120. In dieser Diskussion wurde das thematisiert, was nach der Wende als „verordneter Antifaschismus“ beschrieben worden ist.

seit Ende der siebziger Jahre unter dem Stichwort „Ersatzöffentlichkeit“ erörtert worden. Ersatzöffentlichkeit wurde von einigen sehr direkt verstanden: Die Literatur hatte „Aufgaben zu übernehmen, die bei uns (in der Bundesrepublik, D.L.) Zeitung, Rundfunk, Fernsehen, Parlament und Parteien, Bürgerinitiativen und öffentliche Diskussionsveranstaltungen“ wahrnehmen²⁸. Ein derart öffentliches Forum bot die Literatur freilich nicht, weil die dort verhandelten Themen davon nur einen Teil, und zwar den geringeren, ausmachten. Die literarische Darstellung zielte über das Aktuelle hinaus generell auf eine authentische Wahrnehmung von Realität. Dabei stieß sie auf Konflikte und Widersprüche sowie auf tabuisierte Bereiche in der Gesellschaft, die sie im Gegensatz zum parteilich-öffentlichen Diskurs nicht verdrängte. Die Literatur wollte nicht den politischen Dissens, sie war nicht subversiv, aber sie bestand auf subjektiver Authentizität und literarischer Autonomie. Damit stellte sie auch die postulierte Übereinstimmung von Individuum und Gesellschaft in Frage. Die Literatur beschwor nicht weiter persönliche Bewährung und Entwicklung, sie beschrieb die Erfahrung von Entfremdung und Identitätssuche. Sie brachte das zur Sprache, was die Leser einsetzen konnten, um ihre Identität zu finden. Durch ihre Eigendynamik war sie für die in den literarischen Teil-Öffentlichkeiten „agierenden Individuen sinn- und identitätsstiftend“²⁹. Sie erfüllte auf diese Weise eine emanzipatorische Funktion³⁰.

Aus der Erfahrung, daß Schriftsteller und Künstler allein die Wahrheit öffentlich zur Sprache brachten, stiegen sie nicht nur für die Leser zu Repräsentanten der Gesellschaft auf, während die Legitimation der politischen Macht verfiel. Das fand seinen Höhepunkt in der Wendezeit, als diese Erfahrungen mit der politischen Krise zusammentrafen. Das Echo auf die Lesung von Ulrich Mühe

28 J. Schröder (Anm. 7) S. 113.

29 Simone Barck/Martina Langermann/Jörg Requate, Kommunikative Strukturen, Medien und Öffentlichkeiten in der DDR, in: Berliner Debatte INITIAL, (1995) 4/5, S. 31.

30 In den in der Nachwendzeit in großer Zahl veröffentlichten biographischen Berichten stößt man immer wieder auf Zeugnisse, wie die Literatur Befreiung aus Abhängigkeit und Anpassung gebracht und eine Perspektive auf Selbstfindung eröffnet hat. So erinnert sich ein Student seiner Armeezeit, als er außerhalb der Kaserne Kontakte zu kritischen Menschen fand, die ihn zur Lektüre anregten: „Andersdenken verbindet sich für mich seitdem mit einer wesentlichen und für mich ganz neuen Möglichkeit von Gesellschaftskritik, der Literatur. Besonders wichtig wurden für mich die Bücher von Christa Wolf, Brigitte Reimann, Maxie Wander, Volker Braun, Franz Fühmann und anderen.“ Bernd Lindner/Ralph Grüneberger (Hrsg.), Demonteuere. Biographien des Leipziger Herbst Bielefeld 1992, S. 228.

aus Walter Jankas „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ im Deutschen Theater am 28. Oktober 1989, am 5. November von Radio DDR ausgestrahlt, und die Publikation des Buches auch in der DDR war außerordentlich³¹; ebenso die Reaktionen, die Christa Wolf mit ihrem Artikel in der Wochenpost vom 27. Oktober 1989 über die Entmündigung durch die Volksbildung ausgelöst hatte, womit sie keineswegs nur Zustimmung fand, nichtsdestoweniger aber als einzig legitime Partnerin in der Diskussion empfunden wurde³².

Die nach der Wende nun erreichbare, bislang verbotene DDR-Literatur fand eine schnelle Verbreitung. Sie lag für einzelne, den Lesern aus den Medien bekannte belletristische Titel in Dimensionen, wie sie die ARD-ZDF-Studie 1990 in der Bundesrepublik für die Autoren zeitgenössischer Gegenwartsliteratur festgestellt hatte, die dort durch den schulischen Kanon etabliert worden waren. Das ist nachweisbar für Walter Jankas „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ und Stefan Heyms „Collin“, die erst seit November zugänglich waren³³.

Dieses Zusammentreffen von revolutionärer Krise und ausgeprägten literarischen Interessen war durch die spezifische Vorgeschichte einmalig, und es war daher abzusehen, daß sich diese Wertschätzung und damit die Rolle der Literatur nicht fortsetzen würden. Die Ankündigungen eines generellen Rückganges der Buchlektüre kam jedoch zu früh, wenn auch die Argumente dafür durchaus plausibel waren³⁴. Das Lesen nahm im Gegenteil einen Aufschwung, wie die empirischen Daten zeigen.

31 Vgl. die Sammlung von Briefen an Walter Janka: Alfred Eichhorn/Andreas Reinhardt (Hrsg.), Nach langem Schweigen endlich sprechen. Briefe an Walter Janka, Berlin-Weimar 1990.

32 Vgl. Petra Gruner (Hrsg.), Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989, Berlin 1990.

33 Nach einer Studie in Halle-Neustadt kannten das Buch von Walter Janka 42 Prozent der Befragten, 19 Prozent lasen es oder hatten es gelesen; Heyms Roman kannten 36 Prozent, 7 lasen es, vgl. T. Fischer (Anm. 24), S. M41. Nach der Studie der ARD/ZDF-Medienkommission von 1990 lag der Bekanntheitsgrad für Werke der Gegenwartsliteratur (in der Reihenfolge Grass: Der Butt, Seghers: Das siebte Kreuz, Chr. Wolf: Cassandra, Böll: Frauen vor Flußlandschaft, D. Lessing: Memoiren einer Überlebenden, A. Miller: Zeitkurven, Walser: Dorte und Wolf, Delius: Mogadischu Fensterplatz) zwischen 42,7 und 19,2 Prozent, die Lektüre zwischen 12,0 und 4,0 Prozent; vgl. Bernward Frank/Gerhard Maletzke/Karl H. Müller-Sachse, Kultur und Medien. Angebote – Interessen – Verhalten, Baden-Baden 1991, S. 229.

34 Jochen Hörisch, Das Vergehen der Gegenwartsliteratur, in: Merkur, 45 (1991) 1, S. 89 f.; Dieter E. Zimmer, Nachlese-land, in: DIE ZEIT, Nr. 7 vom 7. 2. 1992, S. 86.

V. Nachwende-Lektüre

Die durchschnittliche tägliche Lesezeit von Männern, die 1974 23 Minuten betragen hatte und bis 1985 auf 18 Minuten gefallen war, stieg 1990 wieder an und erreichte 1992 25 Minuten. Für Frauen blieb sie 1974 mit 15 Minuten und 1985 mit 14 Minuten nahezu konstant, stieg aber bis 1992 überproportional auf 26 Minuten an³⁵. Daß dieser Anstieg auch die Buchlektüre betraf, zeigt die Studie der Stiftung Lesen von 1992. Danach war die Zuwendung zum Buch in den neuen Ländern erheblich häufiger auszumachen als in den alten, die Anzahl der gelesenen Bücher aber etwa gleich³⁶. Auch unter Kindern und Jugendlichen war das Interesse an Büchern offensichtlich angestiegen; Untersuchungen zum Ost-West-Vergleich in der Nachwendezeit zeigen in den neuen Bundesländern ein größeres Interesse für Bücher³⁷. Die Ausgaben für Bücher lagen in den neuen Bundesländern in den unteren Haushaltsgruppen bis 1992 zwar unter den Ausgaben in den alten Ländern, im Verhältnis zum Haushaltsnettoeinkommen aber darüber. Seit 1993 sind sie angeglichen³⁸. Der Rückgang der Entleihungen aus den öffentlichen Bibliotheken – verursacht durch die veralteten Bestände und die Schließung von Bibliotheken durch die Umwandlung des Bibliothekssystems der DDR – hatte keine durchschlagenden Auswirkungen auf die Lesehäufigkeit. Mit dem Abschluß des Strukturwandels und durch die Bestandser-

35 Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Zeitverwendung der Personen in Arbeiter- und Angestelltenhaushalten im Gebiet der ehemaligen DDR 1974, 1980, 1985 und 1990, Wiesbaden 1991, S. 10–12; dass., Die Zeitverwendung der Bevölkerung. Ergebnisse der Zeitbudgeterhebung 1991/92. Erwerbstätigkeit und Freizeit. Tabellenband IV, Wiesbaden 1995, S. 34.

36 Bodo Franzmann/Dietrich Löffler, Leseverhalten in Deutschland 1992/93, in: Media Perspektiven, (1993) 10, S. 460 f.

37 Vgl. Hartmut Lüdtke, Zwei Jugendkulturen? Freizeitmuster in Ost und West, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '92, Opladen 1992, S. 246; Rainer Brämer/ Ulrich Heublein, Studenten in der Wende? Versuch einer deutsch-deutschen Typologie vor der Vereinigung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/90, S. 14; Gesine von Pritt-witz, Die junge Generation, die Literatur und die DDR-Literatur. Ergebnisse einer Befragung in den neuen und alten Bundesländern, in: Beiträge Jugendliteratur und Medien, 46 (1994) 1, S. 26–38. Spätere Studien zeigen einen Rückgang des Interesses an Literatur wie überhaupt eine Angleichung der Freizeitpräferenzen und des Freizeitverhaltens. Vgl. Yvonne Fritzsche, Jugendkulturen und Freizeitpräferenzen, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '97, Opladen 1997, S. 349.

38 Nach den Angaben des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel e.V., in: Buch und Buchhandel in Zahlen, Jahrgänge 1993–1997.

neuerung steigen seit 1993 die Leserzahlen und Entlehnungen wieder an³⁹.

In dieser Entwicklung ist zunächst der überproportionale Leseanstieg in den Jahren unmittelbar nach der Wende auffällig. Er hat mehrere Ursachen: Die eine liegt in einem Nachholbedarf an Lektüre, der die Leser aufgrund ihrer DDR-Erfahrungen mit nicht erreichbaren Büchern, Beschlagnahmungen von Literatur, „heimlichen“ Lektüren, kurz: durch das Bewußtsein, daß ihnen wichtige literarische Ereignisse vorenthalten geblieben waren, stark motivierte. Bibliothekare und Buchhändler berichteten aus der Wendezeit übereinstimmend, daß Leser mit konkreten Titel- und Autorenwünschen in die Bibliotheken und Buchhandlungen kamen. Sie umfaßten das ganze Spektrum der bislang vermißten Literatur; es betraf Unterhaltungsliteratur ebenso wie die Moderne, Belletristik wie Sachliteratur. Für die ältere DDR-Generation ist die nachholende Lektüre ein bis heute nicht gesättigtes Bedürfnis.

Dazu trat ein weiteres starkes Lesemotiv, das durch den gesellschaftlichen Wandel ausgelöst worden war: 1992 war vor allem durch den Niedergang der volkseigenen Industrie und den tiefgreifenden gesellschaftlichen Strukturwandel ein Höhepunkt der Vereinigungskrise. Von der älteren Generation am stärksten empfunden wurden der tatsächliche oder befürchtete Verlust des Arbeitsplatzes und die Entwertung der beruflichen Qualifikation. Dies schürte Ängste, die soziale Sicherheit zu verlieren und dem Konkurrenzkampf ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Zu diesen existentiellen Sorgen trat die Infragestellung bisheriger Orientierungen und Deutungsmuster. Die Vereinigungskrise wurde von ihnen als Identitätskrise erlebt⁴⁰.

Die Leseerfahrungen legten nahe, in dieser Situation zur Bewältigung der Krise auch das Buch einzusetzen. Dabei ging es zunächst darum, sich in der neuen Welt zu orientieren – die Lektüre von Ratgebern in wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen bis hin zur Lebenshilfe lag daher im Osten deutlich über der im Westen⁴¹. Die belletristische Literatur

39 Nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes, Jahrbücher 1993–1997.

40 Vgl. u. a. Angela Joost, Über die Bedeutung von Selbst- und Fremdbildern für die innerdeutsche Verständigung, in: Karl Otto Hondrich/Angela Joost/Claudia Koch-Arzberger/Barbara Wörndl, Arbeitgeber West Arbeitnehmer Ost. Vereinigung im Konflikt, Berlin 1993, S. 46.

41 Vgl. Stiftung Lesen (Hrsg.), Leseverhalten in Deutschland 1992/1993. Repräsentativstudie zum Lese- und Medienverhalten der erwachsenen Bevölkerung im vereinigten Deutschland. Zusammenfassung der Ergebnisse, Mainz 1993, S. 34.

Tabelle 2: Am häufigsten gelesene Belletristik im Regierungsbezirk Magdeburg 1993 (Anzahl der Nennungen pro Titel bzw. Autor)

B. Mahmoody: Nicht ohne meine Tochter	22
St. King: Es/Friedhof der Kuscheltiere	12
H. Konsalik: verschiedene Titel	7
A. Ripley: Scarlett/New Orleans	7
K. Follett: Die Säulen der Erde	6
J. Grisham: Die Firma/Die Akte	6
D. B. Hellmann: Zwei Frauen	6
M. Rhue: Die Welle	6
H. Courths-Mahler: verschiedene Titel	5
N. Gordon: Der Medicus	5
C. McCullough: Dornenvögel	5
J. M. Simmel: Auch wenn ich lache, muß ich weinen (2mal) u. a.	5
K. Jäckel (Hg.): Monika B.	4
A. Christie: verschiedene Titel	4
M. Crichton: Dino Park	4
J. W. v. Goethe: Faust/Die Leiden des jungen Werther	4
R. Pilcher: Die Muschelsucher (3mal) u. a.	4
n = 1803	

Quelle: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität Berlin.

verlor darüber aber ihre Bedeutung nicht – im Gegenteil: Die tief verwurzelte Lesemotivation, in der das Bedürfnis nach Selbstfindung und Weltorientierung immer zentral waren, stabilisierte die Buchlektüre. Aufschlußreich ist, daß die nun zugänglichen westdeutschen Zeitschriften für die Bewältigung dieser Probleme nur eine geringe Rolle spielten. Das Interesse an ihnen ging, nachdem die erste Neugier gestillt war, erheblich zurück. Eine nachhaltige Zuwendung zu den überregionalen Zeitschriften – Fernsehzeitschriften ausgenommen – hat bis heute nicht stattgefunden⁴². Die durch die DDR-Erfahrungen begründete Lesemotivation schlägt in diesem Verhalten durch: Der unverbindliche westliche Lifestyle-Charakter der Zeitschriften ist mit ihr kaum vereinbar.

Diese Nachholphase, in der überkommene Lesemotivation und das neue Printmedienangebot die

42 Vgl. Michael Haller, Entwicklungschancen und strukturelle Probleme der Zeitschriftenpresse in den neuen Bundesländern, Forschungsbericht für den Bundesminister des Innern. Zusammenfassung, Bd. I, Leipzig 1994, S. 14.

Tabelle 3: Jahresbestseller Ost: Belletristik

	1994	Punkte*	1995	Punkte	1996	Punkte
1.	J. Grisham: Die Akte	78	E. Strittmatter: Vor der Verwandlung	58	N. Evans: Der Pferdeflüsterer	78
2.	J. Grisham: Der Klient	60	I. Allende: Paula	46	N. Gordon: Die Erben des Medicus	78
3.	N. Gordon: Der Schamane	49	J. Grisham: Die Kammer	39	J. Grisham: Der Regenmacher	54
4.	R. Pilcher: Wilder Thymian	47	L.-G. Buchheim: Die Festung	37	Chr. Wolf: Medea. Stimmen	54
5.	Chr. Wolf: Auf dem Weg nach Tabou	42	J. Grisham: Der Klient	34	Th. Brussig: Helden wie wir	54
6.	Th. Keneally: Schindlers Liste	33	S. Tamaro: Geh, wohin dein Herz dich trägt	33	K. J. Anderson: Akte X – Im Höllenfeuer	43
7.	D. B. Hellmann: Laras Geschichte	29	N. Gordon: Die Erben des Medicus	33	I. Allende: Paula	35
8.	E. Strittmatter: Der Laden I–III (Kassette)	23	U. Eco: Die Insel des vorigen Tages	31	J. Marias: Mein Herz so weiß	31
9.	R. Pilcher: Das blaue Zimmer	23	G. Grass: Ein weites Feld	30	J. M. Simmel: Traum den unmöglichen Traum	27
10.	H. Thürk: Die Stunde der toten Augen	22	St. Heym: Radek	30	R. Pilcher: Heimkehr	24

*) Die Punktzahl errechnet sich aus der Summe der Punkte, die zwischen Januar und November auf den Listenplätzen 1 (= 10 Punkte) bis 10 (= 1 Punkt) erreicht wurden.

Quelle: Presse- und Literaturbüro Libresso, Berlin – Michael Hinze.

Lektüre anregen, ist zweifelsohne zu Ende, ohne daß sich die subjektive Haltung der älteren Lesergeneration grundlegend geändert hätte. Es ist eine gewisse Normalisierung eingetreten, in der aber die alten Prägungen immer wieder hervorscheinen. Das zeigen auch die empirischen Daten. Eine Erhebung aus dem Regierungsbezirk Magdeburg von 1993 gibt erstmals einen Einblick in die Breitenlektüre (vgl. Tab. 2)⁴³.

Die Liste mit den am häufigsten gelesenen Titeln wird von der Unterhaltungslektüre dominiert. Die aktuellen Bestseller von 1993 sind dabei nur durch drei Titel, nämlich durch die beiden Grishams und Pilchers: „Die Muschelsucher“, repräsentiert. Dafür sind Kosalik, Courths-Mahler, Simmel und Agatha Christie mit mehreren Titeln vertreten, die nun nicht zu den gegenwärtigen Bestsellern gehören. In der DDR waren sie nicht verlegt worden, dafür aber aus Kampagnen gegen die Schundliteratur und durch vereinzelte „Westlektüre“ be-

kannt. Nach einer Wochenpost-Umfrage vom März 1995 gehörten sie in den neuen Bundesländern zu den beliebtesten Schriftstellern, allerdings erst bei den über 35jährigen Lesern, nur Kosalik in allen Altersgruppen ab 14 Jahre⁴⁴. In diesen Bevorzungen drücken sich sowohl der Nachholbedarf an Unterhaltungslektüre wie auch die Prägung durch die traditionelle Unterhaltungsliteratur des 19. Jahrhunderts aus. Einen besonderen Akzent erhält die Liste durch Karin Jäckels „Monika B.“ und Diana Beate Hellmanns „Zwei Frauen“. In ihnen manifestiert sich das Interesse an dokumentarischen Darstellungen gegenwärtiger Lebensproblematik von Frauen, wie es aus der Dokumentarliteratur der DDR vertraut und gefestigt genug war, um sich weiter durchzusetzen.

Zieht man, um sich der Lektüre der darauf folgenden Zeit zu nähern, die speziell für Ostdeutschland aufgestellten Bestsellerlisten zu Rate, bestärkt und erweitert sich das Bild (vgl. Tab. 3)⁴⁵.

43 Die Daten sind veröffentlicht in: Steffen Rückl (Hrsg.), Medienverhalten und Bibliotheksnutzung vor und nach der Wende, Humboldt-Universität Berlin, Institut für Bibliothekswissenschaft, Berlin 1995. Der Verfasser dankt Prof. Rückl für die Möglichkeit der Einsichtnahme in die Originaldaten, aus denen die Liste erstellt worden ist.

44 Roland Brockmann, Wochenpost-Umfrage: Was lesen die Ostdeutschen?, in: Wochenpost, Nr. 13 vom 23. 3. 1995, S. 46 f.

45 Die Listen und Angaben basieren auf der von Michael Hinze, Presse- und Literaturbüro Libresso, Berlin, für die Wochenpost, jetzt für die Berliner Zeitschrift „Das Magazin“

Auch der Buchkauf zeigt die Dominanz der Unterhaltungsliteratur. Die Ost-Listen sind in dieser Hinsicht im großen und ganzen ein Spiegel der westlichen Bestsellerlisten des „Stern“ oder des „Spiegel“. Darüber hinaus enthalten sie jedoch einige Titel von DDR-Autoren, die in den West-Listen nicht zu finden sind, weil sie durch die regionale Verbreitung zu gering gewichtet sind. Über die in Tabelle 3 angeführten Titel hinaus sind dies (mit wenigstens drei Plazierungen unter den ersten zehn) für 1994: Renate Holland-Moritz: *Ossis, rettet die Bundesrepublik*; Ottokar Domma: *Ottokar, die Spottdrossel*; für 1996: Erich Loest: *Nikolaikirche* und Manfred Krug: *Abgehauen*. Knapp ein Fünftel der erstplazierten zehn Titel gehören ihrer Herkunft nach zur DDR-Literatur oder thematisieren DDR-Geschichte. Auch wenn sie gemeinsam Ostbefindlichkeit artikulieren, drücken sie sie keineswegs einheitlich aus. Domma und Holland-Moritz gehen in ihren Skizzen und kurzen Erzählungen das Ost-West- bzw. Wendethema auf eine humoristisch-versöhnliche Weise an, wobei der „Ossi“ gleich einem Schwejk besser wegkommt. Sie spielen mit den gängigen Klischees, bedienen sie freilich auch, was einer Verdrängung der Probleme Vorschub leisten kann.

erstellten Bestsellerlisten. Die Daten werden in rund 100 ausschließlich inhabergeführten Sortimentsbuchhandlungen in Berlin (Ost) und in den neuen Bundesländern erhoben. Der Verfasser dankt Michael Hinze für die Einsicht in die Originaldaten. Jostein Gaarders „Sofies Welt“ ist in dieser Liste nicht enthalten, weil zur Kinder- und Jugendliteratur gerechnet. Vgl. auch Klaus Ziermann, *Bestseller-Erfahrungen in West und Ost: ein Vergleich der Spiegel- und Neues Deutschland-Bestsellerlisten*, in: *Berliner LeseZeichen*, (1997) 3, S. 25–37.

Die Spitzenstellung von Brussigs Satire „Helden wie wir“ auf die Wende und die Rolle der DDR-Literatur zeigt aber, daß es falsch wäre, die Lektüre generell zu einer nostalgischen zu stempeln. Das gilt auch für Strittmatters Trilogie „Der Laden“, eine epische Chronik kleiner Leute aus der Lausitz bis in die frühe DDR-Zeit, deren erster Band 1984 erschienen war. Harry Thürks „Stunde der toten Augen“ wurde in den fünfziger Jahren verboten, weil der Roman angeblich (wie Norman Mailers „Die Nackten und die Toten“) den Krieg verherrlichte. In Wahrheit bemühte sich Thürk, die furchtbaren Erfahrungen junger Soldaten in den Schlachten vor Berlin festzuhalten. Manfred Krugs Dokumentation und Bericht über die Biermann-Krise, Erich Loests romanhafte Nachzeichnung der Leipziger Proteste und Christa Wolfs Dokumentation der inneren und äußeren Prozesse vor und nach der Wende haben die Aufarbeitung der jüngsten Geschichte als gemeinsamen Gegenstand.

In inhaltlich-thematischer Hinsicht sind dies alles historische Texte, die die Geschichte der DDR mit dem Wissen um das Ende der sozialistischen Gesellschaft bzw. aus einer Perspektive, die nicht die offizielle der DDR war, rekonstruieren. Sie öffnen den Lesern die Möglichkeit, erlebte Geschichte erneut durchzuarbeiten. Das Interesse an dieser Literatur entspricht dann einem Bedürfnis, die Gegenwart nicht nur als Ergebnis einer Transformation – der Übernahme von Institutionen, Wertemustern, Systemeinschätzungen etc. der „alten“ Bundesrepublik – zu verstehen, sondern aus ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung zu begreifen. Im Festhalten an den DDR-Autoren äußert sich das Bemühen, sich der gegenwärtigen Situation mit Selbstvertrauen zu vergewissern.

Gebremstes Leben, Groteske und Elegie Zur Literatur in den neuen Bundesländern seit der Wende

Das Ende der DDR erschien zunächst auch als ein Ende der DDR-Literatur. Diese hat unter sehr spezifischen, vielfach beschriebenen Bedingungen gestanden und – in deren Rahmen – eine ebenso beachtete wie geachtete Qualität erreichen können. Das gilt fast ausschließlich für nichtkonforme Bücher, deren stilistischer Ansatz sich doppelt beschreiben läßt: einmal als Rückgriff aufs pathetische Sprechen des betroffenen Subjekts¹, etwa nach dem Luther-Modell „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders!“ Zum zweiten als subversive Rede, die von den vielen Möglichkeiten des Doppelsinns, der Mehrfachlektüre, der listigen/grotesken/ironisch-parodistischen Verschiebung und Verfremdung der Erwartungshorizonte gekonnt Gebrauch macht.

Es ist festzuhalten, daß dieser Ansatz einer Gegenöffentlichkeit bzw. Ersatzöffentlichkeit jene DDR-Literatur, die auch literarisch zählt, sehr weitgehend bestimmt hat. So erklärt sich auch eine gewisse Pause: Die politische Wende bedeutete einen Hinfall dieser Muster. „Die Umwälzung der deutschen Dinge – und nicht nur der deutschen – seit dem Herbst 1989 forderte allen aus der DDR stammenden Autoren, ob dageblieben oder weggegangen, eine neue Selbstverständigung über ihre Lebens- und Berufsperspektiven wie über ihre Autorenrolle ab.“² Das war um so wichtiger, als das Ende der DDR zwar das Ende von Zensur, Gängelung, Überwachung, operativer Verunsicherung und „Zersetzung“ mißliebiger Autoren bedeutete, aber zugleich auch das Abdanken der Literatur als eines Leitmediums, „dem bedeutende politisch-erzieherische Aufgaben übertragen waren“³.

Das galt strikt politisch: Die Wahl der Decknamen für die „operativen Vorgänge“, als welche die nichtkonformen Autoren angesehen wurden,

1 Vgl. Alexander von Bormann, *Lodern oder lottern? Vom möglichen Ende des pathetischen Tons in der Nach-DDR-Literatur*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 44/90, S. 27–39.

2 Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, erweiterte Neuausgabe, Leipzig 1996, S. 434.

3 Ebd., S. 436.

spricht nicht für irgendeine literarische Sensibilität – von menschlicher ganz zu schweigen. Klaus Schlesinger und Bettina Wegner wurden unter „Schreiberling“ geführt, Hans Joachim Schädlich unter „Schädling“, Franz Fühmann als „Filou“, Elke Erb gar als „Hydra“⁴. Dabei möchte ich der von Joachim Walther dezidiert vertretenen, ihm nicht immer mit Dank abgenommenen These zustimmen, daß die erschreckend verbreitete „inoffizielle Mitarbeit“ von Autoren nicht nur Verrat an Personen, sondern auch Verrat an der Kunst gewesen sei: „Der Dichter als Denunziant: ein Widerspruch in sich. Es gibt einen ungeschriebenen ästhetisch-ethischen Imperativ der Literatur, der ihr evolutionär, also natürlich, zugewachsen ist und ins politisch konkrete Handeln ragt, mag man das nun, wie Pierre Bourdieu, ‚intellektuelle Autonomie‘ nennen oder, wie Sartre, ‚littérature engagée‘. Ihre emanzipatorische und kommunikative Funktion wehrt sich gegen jegliche utilitäre Bindung und Unfreiheit.“⁵

Gibt es das noch: DDR-Literatur?

Die Abhängigkeit der DDR-Literatur in allen Bereichen – der Produktion, Distribution und Rezeption – ist bekannt, sollte aber nicht so übertrieben werden, als ob nur politisch-ideologische Sollerfüllung übrig geblieben sei. So pointiert Wolfgang Emmerich etwas zu stark, wenn er schreibt: „Die literarische Öffentlichkeit war – trotz partieller Liberalisierungen – zu keiner Zeit in vierzig Jahren DDR demokratisch und freizügig gewesen, sondern immer nur eine gelenkte, halbierte, zensierte und sogar geheimdienstlich überwachte. Die literarischen Institutionen – die Ver-

4 Vgl. Joachim Walther, „Kosmonauten der stillen Erkundung“. Schriftsteller und Staatssicherheit, in: Günther Rüther (Hrsg.), *Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus*, Paderborn 1997, S. 290 f.

5 Ebd., S. 285.

lage, der Buchhandel, die Bibliotheken, die Theater, Zeitungen und Zeitschriften mit ihrer Literaturkritik, die Literaturwissenschaft an Universitäten und der Akademie der Wissenschaften, schließlich die Autoren- und Künstlervereinigungen, zumal der Schriftstellerverband – befanden sich grundsätzlich in einem Abhängigkeitsstatus gegenüber der staatstragenden Partei.“⁶

Immerhin gab es ja das, was man mit Walther einen „Nicht-Verrat an der Kunst“ nennen müßte. Nun ist Emmerichs kritische Perspektive literaturpolitisch orientiert. Wenn wir formsemantisch/stiltheoretisch fragen, kommen wir zu anderen Akzenten bzw. Einschätzungen. Zu denen gehört die überraschende Wahrnehmung, daß die DDR-Literatur keineswegs so tot ist, wie man – auf beiden Seiten übrigens – regelmäßig sagt. Freilich wird man nun von diesem Begriff Abschied nehmen, auch wenn er bequem und förderlich war. Gehen wir davon aus, daß es die „DDR-Literatur“ gab (auch ohne Anführungszeichen) und daß es ein unnötiger Verzicht auf geleistete Deutungs- und Verständigungsarbeit wäre, diesen Begriff ganz preiszugeben. Ich gebe, sozusagen zur Vorverständigung für unser Thema, zehn Diskurse an, die zur Begründung eines Konzepts „DDR-Literatur“ ihren Beitrag geleistet haben; danach läßt sich die Frage behandeln, ob wir noch von einem Weiterbestehen der DDR-Literatur sprechen können bzw. wollen. Das Ergebnis sei vorweggenommen: Innerhalb von fünf Diskursen ergibt es keinen Sinn, den Begriff beizubehalten, bei weiteren fünf zunächst noch sehr wohl. In Stichworten seien sie hier genannt:

1. Der *historische* Diskurs verweist auf die Nachkriegszeit, die Bedeutung der Siegermächte, die Teilung, den Kalten Krieg, die Ideologisierung literarischer Konzepte seit den zwanziger und dreißiger Jahren.
2. *Literaturgeschichtlich/poetologisch* ist die Auffassung der Kunst als „frei von jeder Zeitgewalt“ obsolet geworden. Literatur ist immer Literatur-im-Prozeß.
3. Seit dem Aufkommen der Nationalstaaten nimmt Literatur auch das *politische* Amt nationaler und völkischer Legitimierung wahr, dient der Forderung nach Eigenstaatlichkeit.
4. *Literaturpolitisch* wäre das Ziel einer Volkserziehung zu nennen, das von Aufklärung bis zu Indoktrination reichen kann. Das Ziel einer „deutschen Kulturnation“ wie die Verpflichtung

auf die freiheitlich-demokratische Grundordnung gehören dazu.

5. *Kulturpolitisch* lassen sich stets hehre Ziele formulieren; nicht erst seit der Blamage mit der „Bildung zur sozialistischen Menschheitskultur“ ist man damit vorsichtig.
6. *Institutionell* ist die Literaturlenkung zentral, mit Eingriffen in alle Sektoren – Produktion, Distribution, Rezeption – sowie in deren Verhältnis zueinander. Die Steuerung dieser Bereiche über den sogenannten freien Markt bleibt ein aktuelles Thema.
7. *Stilistisch/formsemantisch* lassen sich eigentümliche Ansätze benennen. Pathos und Subversion werden hier etwas näher beleuchtet; dazu treten heute u. a. Sarkasmus, Grotteske, Elegie und Ironie.
8. *Semiotisch/subjekttheoretisch* ist die Bedeutung der Klassik-Position interessant: die geforderte Vorverständigung des Subjekts. Das meint zugleich eine Abwehr der Verschränkung von Text- und Subjektconstitution, wie sie die Moderne kennzeichnet.
9. *Inhaltlich/thematisch* gibt es Bezüge zur „randständigen“/bedrohten Lebenspraxis.
10. *Rezeptionstheoretisch* ist die Leser-Erziehung, die Angewiesenheit auf eine Mehrfach-Lektüre, das Sich-Verstehen auf „Winke“ zurückgetreten.

Wenn man eine ganze Anzahl von Diskursen angeben kann, welche für die Konstitution von DDR-Literatur wichtig geworden sind, ergibt es keinen Sinn, den Begriff aufzugeben. Spannender als die Frage, ob es (k)eine DDR-Literatur gegeben habe, ist deren Verschärfung: warum es sie heute noch bzw. wieder gibt und verlegerisch vor allem im Westen. Eine unterscheidende Rede könnte dazu Hinweise geben, die über einen bloßen Streit um Worte hinausführen. Sie würde zum Beispiel die Diskurse 1, 2, 7 und 9 privilegieren, wenn es um die Frage möglicher Kontinuitäten geht. Die folgenden Ausführungen halten sich vor allem an den stilistisch-formsemantischen Diskurs: ein groteskes Erzählen, für das ein Verständnis deutlich heranwächst.

Sich einen Weg suchen. Leben, das den Text erzeugt

Wie sieht eine aus der Staatsgegnerschaft entlassene, eine von ihren subversiven Themen und listigen Formen weitgehend befreite (DDR-)Literatur

⁶ W. Emmerich (Anm. 2), S. 435 f.

aus? Unterschieden? Gewiß. Ganz anders? Gewiß nicht. Jedenfalls geht es nicht an, die Versuche der jüngeren Autoren, sich dem Sprachspiel, dem Text-Subjekt, der Erkundung jener Prozesse, die das Subjekt konstituieren, zu überlassen, mit Hilfe des Schlagworts „Stasiplantage“ zu denunzieren. Es ist das gelegentlich überzogene Bemühen, Anschluß an die (post)modernen Avantgarden zu gewinnen, das bis heute die Produktion vieler, vor allem jüngerer Autoren kennzeichnet. In einem programmatisch angelegten Sammelband von 1988 fragte der Herausgeber Egmont Hesse mit einem Zitat von Ingeborg Bachmann: „Haben wir mit unserer Sprache verspielt, weil es kein Wort mehr gibt, auf das es ankommt? Setzt jede Form von Sprachbenutz Sprachbesitz voraus, oder anders gefragt, besitzen wir noch die Worte, die uns besetzen? Hat das Wort bereits die Gesten verdrängt und ist als Zeichen nur noch bezeichnendes?“⁷

Der Buchstaben-Jongleur Stefan Döring hat darauf eine Antwort gegeben, die auch auf jene Labilitäten hindeutet, welche zu dieser Gruppe, zu einem Teil der jungen Dichter gehören: „Beim Sprechen will man auf etwas hinaus, beim Schreiben in etwas hinein. Wie ein Operateur stellt man dabei bzw. danach ein Textgebilde her. Einen Gedichtstext zu schreiben ist ja wie sich einen Weg suchen. Zwangsläufig wird dieser verschlungen, weil die Ablenkungen enorm sind. Damit ist aber Schreiben eine Art von Inkonsequenz, Sprechen dagegen Konzentration... Wer redet denn eigentlich? Drücke ich mich etwa falsch aus, wenn ich spreche? Wer könnte das beurteilen? Ich? An der Wirkung? Man befiehlt oder bittet doch nicht ständig! Hätte ich denn, wenn ich nichts sagte, auch eine Meinung? Ich bin immer gespannt, was ich als nächstes sagen werde. Man lernt sich kennen. Jeder spricht neben einer Fremdsprache seine eigene.“⁸

Es ist dieser Ansatz, der zu einem für die DDR ganz neuen Typ von Dichtung führte und der z. B. für Wolf Biermann so unverständlich und unannehmbar ist, daß er sein berechtigtes moralisches Urteil gegen die Verräter-Dichter gleich auf die Ästhetik mit ausdehnte.

Zur DDR-Tradition gehörte eine aufklärerische Poetik: Dichtung diene nur sehr untergeordnet der Selbstvermittlung, Selbstfindung, sollte vielmehr Ausdruck eines Subjekts sein, das mit sich ins Reine gekommen war, als Vorbildlich gelten durfte. Schiller hat dies in seiner Kritik am Volksdichter Gott-

fried August Bürger unnachahmlich deutlich zum Ausdruck gebracht: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine *Individualität*. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden.“ Demgemäß gründete die Sprecherrolle, welche die Dichter in der DDR für sich in Anspruch nahmen – ob Stephan Hermlin, Johannes R. Becher oder Stefan Heym, Christa Wolf, Volker Braun, Wolf Biermann und andere –, durchaus in dem Anspruch auf eine weiterreichende Einsicht, was politisch dem Glauben an die Führungskader entsprach. Auch Biermanns Gattung, das Lied, geht von einer Vorverständigung aus, die den Text organisiert.

Die jungen Dichter nicht nur des Prenzlauer Bergs hingegen realisieren die Einsicht, daß es die Grammatik unserer Verhältnisse ist, die das Subjekt organisiert, daß Sprache mehr ist als ein Vehikel, eher uns bewohnt als unser Haus ist. In den Untergrund-Zeitschriften, die „schaden“ oder „Mikado“, „Zweite Person“, „Ariadnefabrik“ oder „Anschlag“ hießen, auch ganz einfach „UND“ oder „USW“, wurde das theoretisch diskutiert.

Hier sehe ich den Anschluß an ein mondial gültiges, zeitgenössisches Poesiemodell vollzogen, wie es z. B. in dem Sammelband „Atlas der neuen Poesie“ dokumentiert ist, der 1995 von Joachim Sartorius herausgegeben wurde. Die Chance für die Gegenwärtigen lautet: hier anzuknüpfen und die Fessel, die das Wort „subversiv“ bezeichnete, abzustreifen. Johannes Jansen hat sein Schreibprogramm entsprechend entwickelt: „die Struktur eines Textes entsteht während der Herstellung desselben ist also gewachsen nicht konstruiert wie etwa die eines Manifests. Sie entsteht aus dem Leben das den Text erzeugt und aus der Arbeit am Text die das Leben ist.“⁹ Jansen wendet sich entschieden gegen ein übersetzendes Lesen und schließt damit an die zur Zeit privilegierte Texttheorie an: Literarische Texte sollen nicht „übersetzt“, also nicht gefragt werden, was sie „eigentlich“ bedeuten. Peter Waterhouse läßt den Text dazu sagen: „Nicht mich übersetze, übersetz dich!“

Es sind nicht mehr die kleinen subkutanen Reize, die heute den Leser faszinieren; das Modell „Sklavensprache“ hat längst ausgedient. Aber die Ausgangserfahrung gilt sehr wohl noch: daß wir uns in jener Sprache, die uns umgibt, nicht wiederfinden, daß wir uns in der Gegenwart nur gelegentlich heimisch fühlen, daß wir „nicht sehr verlässlich zu Haus sind/in der gedeuteten Welt“ (Rilke).

7 Sprache & Antwort. Stimmen und Texte einer anderen Literatur aus der DDR, hrsg. von Egmont Hesse, Frankfurt a. M. 1988, S. 18 f.

8 Ebd., S. 99 f.

9 Johannes Jansen, Schlackstoff. Materialversionen, Berlin 1991, S. 10.

Und das hieße, daß jene kulturrevolutionäre Sprach- und Formarbeit, für welche ein Großteil der DDR-Literatur stand, durchaus ihre Bedeutung und Zukunft hat, auch wenn das zur Zeit eher spöttisch-selbstironisch wahrgenommen wird: „so schlepp ich meinen manierismus durch die gegend.“¹⁰ Daß es gewagt genug ist, sich an die Ränder bzw. Kanten der Spracharbeit zu begeben, betont Thomas Kunst in seiner wenig wahrgenommenen Lyrik; der „operative“ Ansatz darf aufgegeben werden: „STILL AN GELUNGENEM die gegenstände die du aus dem mund legst/das schwert das messer die nadel/als gäbe es nicht die verwundung der/sprache durch eine andere.“¹¹ Es sind eigene politisch-institutionelle Gründe, nicht ästhetisch-poetologische, die eine produktive, weiterführende Anknüpfung hieran verhindern.

„Ich übe das Alleinsein“. Halt in alphabetischen Gebeten

Die DDR-Literatur (als „politisierte“ genommen) hat nicht einer sogenannten „literarischen Literatur“ den Platz eingeräumt, wie es 1990 noch als „schöne Aussicht“¹² gefordert und vorausgesagt wurde. Es ist dies eine unzureichende Entgegensetzung: Das Wort von der „lit. Lit.“ wird doch gewiß nicht heißen, daß sie auf ihre kritische Dimension verzichten könne und solle? Zu einer Zeit und unter Umständen, wo die mehr denn je gefordert und (für Buchhändler wichtig:) *gefragt* ist? Die vielen guten Beispiele, die man für die Weiterführung einer kritisch-reflexiven Traditionslinie anführen kann, zeigen, daß Buchhandel und Publikum die Herausforderung angenommen haben, angesichts des „Ernsts unserer Lage“ (Adenauer) ein „verspieltes“ Erbe nicht zu verspielen. Gleichwohl haben die „Aussichten“ Recht behalten; es geht jetzt vor allem um Texte. 1990 wurde (im Vorwort des Bandes) vorausgesagt: „schöne aussichten – es gibt keine zirkel mehr. keine ismen. keine sächsische dichterschule. keine prenzlauer-berg-connection. es geht nur noch von text zu text. von autor zu autor. von autorin zu autorin. was sich am ende verbinden läßt, ist eine

10 Ders., Reisswolf. Aufzeichnungen, Frankfurt a. M. 1992, S. 23.

11 Thomas Kunst, deine hand an den spuren, in: ders., die verteidigung des lächelns bei gegenwehr. gedichte, texte, Leipzig 1992, S. 71.

12 Vgl. „Schöne Aussichten“. Neue Prosa aus der DDR, hrsg. von Christian Döring und Hajo Steinert, Frankfurt a. M. 1990.

neue literatur aus der ddr. andere zeiten sind angebrochen.“

Das klingt zu emphatisch, um plausibel zu sein. Der Verweis auf die individuelle Textproduktion meinte u. a. auch den Zusammenbruch aller Stützungen durch Übersetzungsaufträge (was eine eigene Kultur bedeutete) und andere regelmäßige Zuwendungen, meinte den Hinfall aller institutionellen Zusammenhänge, die für viele Autoren Halt und soziale Absicherung bedeutet haben. Jedenfalls ist ein gewisses Lamento über die Wende unüberhörbar, und je nach Temperament macht sich das lautstark oder leise-„ostalgisch“ bemerkbar. Das vielzitierte Gedicht von Volker Braun „Das Eigentum“ (1990)¹³ ist ein Beispiel für recht ungebremsten „Ossi“-anismus. Der Schummel beginnt schon mit der ersten Zeile: „Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.“ Als ob da eine Entscheidung, gar „des Landes“, möglich gewesen wäre. Die moralische Lesart des Vorgangs macht sich's bequem; es ist die *lectio facillior*, die stets unbillige „leichtere Lesart“: „Es wirft sich weg und seine magre Zierde.“ Wenn es gegen Schluß heißt: „Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle“, so ist das eine verständliche kapitalismuskritische Wendung, aber blauäugig darin, daß die „entwendeten“ Staatsbetriebe ja nie wirkliches Volkseigentum waren. Braun weiß das: „Was ich niemals besaß, wird mir entrissen.“ Doch im Pathos seiner Verse scheint keine Ironie mehr durch; der Reimvers lautet: „Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.“ Es ist ein reduktionistischer Blick, der hier praktiziert wird, der, nun es mault, dem Volke aufs Maul schaut (dem die Dichter zu DDR-Zeiten nur sehr gelegentlich zuzuhören bereit waren).

Brecht hatte den Nachgeborenen zugerufen: „Gedenket/. . . Auch der finsternen Zeit/Der ihr entronnen seid“ – davon ausgehend, daß sie vorbei sei. Diesen Schnitt zur Vergangenheit gab es für die meisten Autoren 1989 nicht – und auch schon vorher nicht, wie u. a. Heinz Czechowski belegt. Die Bindung an die deutsche Vergangenheit war in der DDR viel stärker, die Nachkriegszeit noch immer täglich präsent. Czechowski nimmt das Brecht-Wort auf und fügt die Erinnerung an das brennende Dresden hinzu: „Die Stadt sehe ich im Feuer, aber/Die Zukunft kommt mir entgegen, sicher berechnet,/Doch die Zeit, der ich entronnen bin,/Weint.“¹⁴ Mit dieser Haltung ist man auf den

13 Volker Braun, Das Eigentum, in: ders., Die Zickzackbrücke. Ein Abrißkalender, Halle 1992, S. 84.

14 Heinz Czechowski, Auf eine im Feuer versunkene Stadt, in: ders., Auf eine im Feuer versunkene Stadt. Gedichte und Prosa 1958–1988, hrsg. von Wulf Kirsten, Halle–Leipzig 1990, S. 14.

hereinbrechenden, „sicher berechneten“ Ökonomismus vorbereitet, aber nicht gegen ihn gewappnet. Die neuen Texte von Czechowski folgen weit hin dem Muster der Elegie; das meint inhaltlich eine Trauer, die übers Ich hinausgeht, auch wenn sie von dessen Erfahrungen und Schmerzen nicht abzulösen ist. Ein auch im Ton groß angelegter Text („Allmählich verliert sich das Fremde“) endet mit einer explizit reduktionistischen Geste: „Das Stadtlicht/Zerfrißt uns die Augen, blind/Folgen wir einem Alptraum. Wir schlafen/Wie Tiere dem Winter entgegen, Ein stimmloser Laut/Weckt uns, wenn wir es schon lange/Nicht mehr erwarten.“ Czechowski nimmt das Ikarus-Motiv auf. Wie jener der Sonne zu nahe kam und abstürzte, so geht es nun allen, die der Geschichte zu entkommen suchen, vielleicht sogar bis in die Dichtung. Aber auch das Schreiben, der Bleistift, ist nur eine Beschwernis mehr: „Der Flug, der zum Fluch wurde, ist uns vertraut. Jetzt/Beschwerden wir uns mit dem Blei,/Das uns zur Verfügung gestellt ist./Und diesen Misthaufen, in den Ikarus stürzt,/Nennen wir einfach Geschichte.“¹⁵

Der Verlust einer historischen Perspektive (wie mißbraucht auch immer) macht nicht jeden glücklich. Der bedeutende Gedichtband von Barbara Köhler „Blue Box“ (1995) beginnt mit einem bekenntnisartigen Motto: „Ich übe das Alleinsein, und ich denke, ich habe es darin schon ziemlich weit gebracht. Ich rede mit der Sprache, manchmal antwortet sie. Manchmal antwortet auch jemand anders. Ich rechne nicht mehr damit, verstanden zu werden. Mathematik ist nicht mein Fach.“¹⁶

Entsprechend sind auch in vielen Prosatexten Rückzüge der zentrale Gestus. Eine Prosaskizze von Wolfgang Hilbig erzählt von der Schillerstraße, die nicht unbedingt nur in Ostberlin oder Leipzig gesucht werden muß. Novembernebel und alte Kastanien geben die Lebensbedingungen in der Straße an. Als die Blätter gefallen, die Äste kahl sind, heißt es über sie: „Feuchtschwarz und starr ragten sie in den eisengußfarbenen Himmel und wirkten plötzlich wie ein Geschlecht widerpenstiger Könige, die ein Zauber aus jedem Bereich des Verständlichen verbannt hatte.“¹⁷ Die Straße wird ein Opfer der geplanten Fabrik, die Kastanien werden gefällt, die Nebel verschwinden auf immer, wie die Feen in alten Märchen.

15 Ders., Wüste Mark Kolmen. Gedichte, Zürich 1997, S. 95; „Der stürzende Ikarus“, ebd., S. 38.

16 Barbara Köhler, Blue Box. Gedichte, Frankfurt a. M. 1995, S. 9.

17 Wolfgang Hilbig, Die Arbeit an den Öfen. Erzählungen, Berlin 1994.

Ganz vergleichbar beschreibt Jens Sparschuh die kleine Ostberliner Straße, in der er wohnt, unter dem Titel „Ich dachte, sie finden uns nicht“: „Auf dem Stadtplan muß man unsere Straße, eine kleine Seitenstraße im Norden Berlins, mit der Lupe suchen. Von ihren in natura einhundert Metern verbleiben im Maßstab 1:25 000 gerade noch vier Millimeter. Nicht einmal ihr Name paßt in ganzer Kürze hinein. Er muß abgetrennt werden: Ein-trachtstraße.“ Das Idyll, das auch für die These steht, daß man in der DDR mehr oder minder unangefochten für sich hat leben können, wird abgebrochen, „eine Altlast liegt auch auf diesem Areal“: „Hier entsteht ein Wohn- und Geschäftshaus.“¹⁸ Der subtile Humor dieser Darstellung, die noch dem getrennten Straßennamen etwas abzugewinnen weiß, ist unverkennbar; zugleich das ganz unironische Einschwenken auf die Ossi-Klage, der zufolge die „Altlast“ wie eine Besatzungsmacht ins Idyll einbricht.

Mit verhaltener Selbstironie nennt auch Thomas Rosenlöcher seine Texte „Ostgezeter“ und charakterisiert sie als „Beiträge zur Schimpfkultur“. Er macht (sich und uns) deutlich, daß es nicht möglich ist, unparteiisch zu reden, weil „jedes Eingeständnis im deutsch-deutschen Kontext zur Unterwerfungsgeste wird“¹⁹. So bleibt der halbironische Rückzug auf ein eigenes Recht übrig, versehen mit vielen Fragezeichen: „Ostherkunft als Möglichkeit, sich auf Widerständigkeit zu besinnen? Auf das wenige, was zählt und sich doch nicht rechnet? Auf unser einstiges 11. Gebot: Du sollst nicht Karriere machen? Muß es daher den bösen Westdeutschen geben? Selbst wenn es ihn gar nicht gibt? Im Gegenbild ein Ich zu bewahren, das es auch nicht mehr gibt? Die Reste eines Anders-geworden-bleiben-wollen-Seins? Durch jahrelange Mangelpraxis und abschließendes Untergangswissen?“²⁰

Direkter, mit im Westen ganz unbegreiflichem Pathos, beginnt Michael Wüstefelds Gedicht „Überwältigte Vergangenheit“ von 1990:

„Das Zeichen vom Revers gefetzt
Ideale werden verleugnet
Brüderliche Hände auseinander gehetzt
Ein ganzes Leben vergeudet.“²¹

18 Jens Sparschuh, Ich dachte, sie finden uns nicht. Zerstreute Prosa, Köln 1997, S. 7 ff.

19 Thomas Rosenlöcher, Ostgezeter. Beiträge zur Schimpfkultur, Frankfurt a. M. 1997, S. 130 (Der gescheiterte Deutschlandroman II).

20 Ebd., S. 154 f. (Die Fragen des Dreikäsehochs: Sind die Westdeutschen böse?).

21 Michael Wüstefeld, Deutsche Anatomie. Gedichte, Dülmen 1996, S. 60.

Die Aufklärung ist gescheitert, konstatiert (nicht nur) Thomas Rosenlöcher²². Für die Dichtung ist das Verlust und Gewinn zugleich, wie es schon Frank Wedekind unübertrefflich sarkastisch in seiner Morität „Vom armen Kind“ beschrieb. Durs Grünbeins Gedichte etwa verstehen sich als „Variation auf kein Thema“; die (vorsätzliche?) Sinnleere macht den Blick genauer: „Unwirklich das Zimmer, allein bewohnt./Im Spiegel Insekten-dreck, Staub/In den Ecken, gesammelt um Frauenhaar./Das schon seit Wochen dort liegt./Keine Früchteschale, keine Vase in Sicht./Die einzigen Füllhörner, dicht/Gerückt, Bücher...“ Und das Gedicht endet mit einer Geste, die sich gewiß nicht ironisch versteht: „Lächelnd und kaum entsetzt/Suchst du in alphabetischen Gebeten Halt.“²³

„Es geht nur, weil ich schreibe.“ So lautet der zentrale Satz in Kerstin Hensels sarkastischer Erzählung von einem gebremsten Leben „Tanz am Kanal“ (1994)²⁴. Der Text macht es dem Leser nicht einfach, auf Abstand zu bleiben: Er ist eine Ich-Erzählung (was die Distanz immer verkürzt) und zugleich ein Rollen-Ich, das nicht eben zur Identifikation auffordert. Wir bekommen mit der Hauptperson eine besondere „Altlast“ aus der DDR vorgeführt, ein Opfer des real existierenden Sozialismus noch 1994: Gabriela von Haßlau, „alter anhaltinischer Adel“, ausgemustert und als Clochard unter Brücken lebend, wo sie Binka genannt wird. Wir erfahren ihre Geschichte nicht zusammenhängend, sondern wie sie ihr einfällt. Es ist überzeugend, daß ihr Erzählen nur langsam vorwärts – und das heißt: rückwärts – kommt. Überzeugend auch, daß so ein Leben einen Halt braucht – hier hat es den des Schreibens gefunden. „Es geht, sage ich, aber es geht nur, weil ich schreibe.“ Anrührend ist ihr Widerstand gegen alles, was kaputt macht: „Mich kriegt ihr nicht!“ Das setzte Gabriela gegen die elterliche Erziehung, die einer Abrichtung glich, ebenso gegen die Schule, das Sozialamt, aber auch gegen ihr gegenwärtiges Leben. Nur gelegentlich hören wir: „Man muß sterbensmüde sein, um unter der Brücke schlafen zu können.“ Kerstin Hensels Heldin will kein Opfer sein, sie lamentiert nicht, lebt am Kanal, zum Tanz kommt es freilich nur im Traum. Die Wende von 1989 bedeutet hier wenig: Gabriela-Binka wird mit dem Hinweis „wir haben jetzt andere Sorgen“ weiterhin abgewimmelt. Bei einem Polizisten findet sie

22 Th. Rosenlöcher (Anm. 19), S. 169.

23 Durs Grünbein, Falten und Fallen. Gedichte, Frankfurt a. M. 1994, S. 17.

24 Kerstin Hensel, Tanz am Kanal. Erzählung, Frankfurt a. M. 1994.

(vorläufigen?) Unterschlupf. Vermutlich ein realistisches Zeichen – nach 1989 berührten und fanden sich manche Extreme. Auch in Hensels Erzählungen „Neunerlei“ (1997) figurieren ausgemusterte Menschen als Hauptpersonen, deren Leben aufs Überleben reduziert ist.

Abgemusterte Geschichte: Anekdote und Karnevalisierung

Erzählen heißt Legitimieren. Das kritische Erzählen unterläuft diese „natürliche“ Pragmatik des Sagen-Könnens, Hören-Könnens, Machen-Könnens, worin sich die Beziehungen der Gemeinschaft zu sich selbst und zu ihrer Umgebung einspielen²⁵. Die traditional orientierte DDR-Literatur, dem „Kampf gegen Liberalismus und Skeptizismus“ verpflichtet (11. Plenum des ZK), folgte den klassischen Vorgaben des integrativen Erzählens, wie sie auch die Erzählpraxis und -theorie im Westen bis in die sechziger Jahre hinein bestimmten²⁶. Die Kritik von Georg Lukács am „Zerflattern einer jeden Objektivität“, am „allein als Substanz übrig gebliebenen Subjekt“²⁷ stimmt recht genau mit dieser Einschätzung der Moderne als Dauerkrise (Wolfgang Kayser, Emil Staiger) überein und war in der DDR weniger obsolet als ihr Autor.

Eine streng sprach- und subjektkritisch angelegte Erzählweise unterläuft die epische Integration: ein Weg, der in der DDR erst in den achtziger Jahren begehbar wurde (nicht zuletzt durch die Vermittlung entsprechender theoretischer Positionen durch die Heftchen des Berliner Merve-Verlags). Eine andere ist die Rückkehr zu einem Erzählen, das dem bürgerlichen Roman und seiner auf Integration und Ganzheit erpichten Poetik vorausliegt. Diesen Schritt haben kritische Autoren in der DDR regelmäßig getan und dabei erzählerisch wie philosophisch einen Gewinn erzielt, der nicht vorauszurechnen war. Er war wohl abzusehen, im wörtlichen Sinne: Das Theater hatte längst auf ältere, vorbürgerliche Formen – etwa das Trauerspiel, den Mimus, die Revue – zurückgegriffen, wie auch die Lyrik sich der Vorschrift, der reine

25 Vgl. Jean-François Lyotard, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Graz-Wien 1986, S. 71 f.

26 Vgl. Herman Meyer, Zum Problem der epischen Integration (1950), in: ders., Zarte Empirie, Stuttgart 1963, S. 12–32; Wolfgang Kayser, Entstehung und Krise des modernen Romans, Stuttgart 1954.

27 Georg Lukács, Wider den mißverstandenen Realismus, Hamburg 1958, S. 39.

Abdruck eines interessanten vollendeten Geistes zu sein, längst entzogen hatte. In den Hiatt zwischen normativer Ästhetik und literarischer Praxis dringt das anekdotische Erzählen ein. Es meint einen bewußten Rückweg, zugleich also einen impliziten Protest gegen die Verweigerung von Zukunft. Czechowski: „Das Anschreiben der Poesie gegen die Zukunft scheint mir im Augenblick die einzige Alternative zu sein, um das Vergängliche zu benennen.“²⁸

Ernst Bloch hat die kleinen Formen mit einem geschichtsphilosophischen Hinweis verteidigt: Sie deuten auf ein Weniger oder Mehr, das erzählend zu bedenken, denkend wieder zu erzählen wäre; und er betont, daß in den Geschichten nichts stimmt, weil es mit uns und allem nicht stimmt. Durs Grünbein hat das zum Leitmotiv seines Gedichts „Biologischer Walzer“ gemacht (in: „Falten und Fallen“): „Wenn es stimmt, daß wir schwierige Tiere sind/Sind wir schwierige Tiere, weil nichts mehr stimmt.“ Das ist die Zeit der Anekdote. Sueton, Petronius und Prokop haben Anekdoten gesammelt, um zu beweisen, daß das offizielle Geschichtsbild eine Klitterung, eine parteiliche Fälschung war. Die Histörchen wissen mehr und anderes als die Historie. Auch Fontanes Romane, dem Anekdotischen verhaftet, gehen von der skeptischen Einsicht aus, daß an den Charakteren wie an der gesellschaftlichen Verfassung nur wenig zu modeln sei; sie sind zugleich ein Zeugnis, daß die Anekdote nicht nur einer minoritären Literatur zugehört. Sie ist eine der ältesten Erzählformen, an Namen und auffällige Ereignisse gebunden, auch an die pragmatische Vorgabe, daß ein klug gesetztes Wort die aufgebauten Spannungen zu lösen vermag.

Wolfgang Hilbigs und Christoph Heins Erzählungen sind in dieser Weise anekdotisch gebaut. So führt Heins Titelgeschichte „Exekution eines Kalbes“ (1994) mit größter Genauigkeit in das Kollektiv- und Brigadewesen zurück, und zwar vorsätzlich in einem altertümlichen, etwa an Gotthelf und Keller geschulden Stil. Sie ist human im Ernstnehmen aller jener Winzigkeiten, die das Unerträgliche der Lebenszusammenhänge in der DDR ausmachten. Der Rinderzüchter Sawetzki ist wie eine Figur aus dem 19. Jahrhundert entworfen (er heißt auch noch Gotthold) und kann den planwirtschaftlichen Futtermangel, den fehlenden Stallraum, die zynischen Scheinlösungen nicht begreifen. Die

28 Heinz Czechowski, Das Vergängliche überlisten? Ein lyrisches Ich am Ende des zweiten Jahrtausends, in: Das Vergängliche überlisten. Selbstbefragungen deutscher Autoren, hrsg. von Ingrid Czechowski, Leipzig 1996, S. 73.

Unmöglichkeit, die Kälber „nach der Ordnung“ zu züchten, führt ihn zu einer rituell angesetzten Protesthandlung: der Exekution eines Kalbes vor den Augen des Vorsitzenden der Genossenschaft. Daß das Kalb in dieser Aktion nicht nur ein Kalb ist, macht das Grotteske darin aus: „Die Vermengung menschlicher und tierischer Züge ist eine der ältesten Formen der Grotteske.“²⁹

Vom kühlen Erzählen Heins, das an Kleists Anekdoten erinnert, geht eine große Wirkung aus. Sawetzki wird festgenommen, offizieller Prozeß und Scheidung folgen, später wird er in den Westen abgeschoben; Sawetzki wird ein normaler Arbeiter in einer westlichen Kerzenfabrik. Die Erzählungen (nicht nur) dieses Bandes arbeiten sich an verquerten Gemütslagen ab. Die als Humanum eingesetzte Hoch-Sprache gibt uns Anspruch und Medium einer Vermittlung dieser Spannungen vor, erhält jene Ansprüche aufrecht, die in den Situationen (bis heute) verlorenzugehen drohen. Anekdotisch ist die völlige Zurückhaltung des Erzählers, der das Urteil ganz dem Leser überläßt, aber auf die Wirkung seiner karnevalesken Geschichte vertrauen kann.

Man kann insofern von Karnevalisierung reden, geht es hier und in weiteren Handlungen doch um „eine Sprache von konkret-sinnlichen Symbolformen, die von großen und komplizierten Massenhandlungen bis zu karnevalistischen Einzelgesten reicht“.

Bachtins These vom Karneval trifft aber nicht nur die Handlung, sondern zielt auf den temporär erlebten neuen Modus der Beziehung von Mensch zu Mensch: „Benehmen, Geste und Wort lösen sich aus der Gewalt einer jeden hierarchischen Stellung (des Standes, der Rangstufe, des Alters, des Besitzstandes), von der sie außerhalb des Karnevals voll und ganz bestimmt wurden.“³⁰ Daß dieser Formzug kritisch einsetzbar war, zeigt z. B. Uwe Kolbes „Gruß“ an „die heidnische Gottheit“ mit der karnevalesken Botschaft: „Wir sollten jene Sprache wieder erlernen, die vor den Gazetten und Kameralügen lag, sich den Bauch hielt und lachte./Ich bin nur einer der Boten./Kommt, laßt uns lästern die Prediger des Wassers. Wir lachen sie kaputt.“³¹

29 Michail Bachtin, Die groteske Gestalt des Leibes, in: ders., Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur, Berlin 1985, S. 15.

30 Ders., Der Karneval und die Karnevalisierung der Literatur, in: ebd., S. 47 f.

31 Uwe Kolbe, Ein Gruß, in: ders., Bornholm II. Gedichte, Berlin-Weimar 1986, S. 71.

Ein besonders spektakuläres Beispiel für den Siegeszug des anekdotischen wie des karnevalesken Erzählens ist Thomas Brussigs Erfolgsroman „Helden wie wir“ (1996). Die Tradition des Schelmenromans (Pikaro) mit einem jugendlichen Ich-Erzähler, einem nicht eben romantischen Taugeichts – also mit einem gespannten Verhältnis zum Leistungsdenken –, und ein episodisches Erzählen bestimmen auch Brussigs Roman. Plenzdorf hatte das (1972) erfolgreich vorexerziert. Als karnevalesken Zug wird man die Sexbesessenheit des Helden verbuchen können. Doch die meint ja zugleich mehr: die Unmöglichkeit des Helden, irgendwo sinnvoll landen zu können – die Rückwendung auf den Leib als Versuch, sich nicht ganz zu verlieren: ein Residualprogramm. Brussig macht von Hilbigs „Ich“-Studie Gebrauch, wenn er seinen Helden, der auch mal Mielke diente, memorieren läßt: „Alles, was ich jetzt durchlebe, sind nur Vorläufigkeiten. Jemand hatte *Pläne* mit mir, und alles, was mir geschieht, sind Mosaiksteine, die sich zu einem Bild fügen und einen Sinn ergeben werden. Ich fühlte mich so aufgehoben. Ich war gewiß, daß ich nur tun muß, was man mir sagt, und daß darüber hinaus nichts in meiner Macht steht. *Ich* warte, und nichts von dem, was ich in dieser Zeit tun werde, ist von mir so gemeint oder beabsichtigt. Ich habe deshalb auch niemandem geschadet. *Ich war das nicht*, der einbrach, kidnappte, verfolgte, verunsicherte, verängstigte. *Ich* habe nur gewartet.“³²

Es ist eine sehr kommode Lesart von Rimbauds berühmten Diktum „Car Je est un autre“ (Das Ich ist ein anderer), die Brussig hier – gewiß nicht ohne Anspielung an Sascha Anderson & Co. – hochnimmt. Die grotesken Züge verweisen auf das kaputte/kleingemachte Ich³³. Das fragt sich zwar: „Warum bin ich so schäbig?“, findet aber keine Antwort. Der Autor hilft seinem Ich-Erzähler, indem er ein karnevaleskes Element einführt: Nach einem Unfall vergrößert sich der Penis des Helden zu sagenhaftem Umfang, was ihm auch das Selbstbewußtsein verleiht, im Literaturstreit gegen Christa Wolf zu motzen. Als er das Volk unschlüssig am Tor der Mauer stehen sieht, läßt er seine Hosen herunter, und was die Grenzer sehen, macht sie so sprach- und wehrlos, daß sie das Tor entriegeln: „So“, schrie ich, laut genug, daß mich das hinter mir versammelte Volk hören konnte, dem ich mich aber nicht mit dem Gesicht zuwenden wollte, solange ich meine Hosen nicht wieder geschlossen hatte, „loslaufen müßt ihr selber!“³⁴ So bringt die Erzählung eine Lösung für die Situa-

tion 1989: „Alle freuten sich, und keiner hatte begriffen, was wirklich passiert war.“ Brussigs Held als das „missing link“ der jüngsten deutschen Geschichte!

Daß in der Übertreibung die den Verhältnissen entflozene Wahrheit vielleicht wiederzufinden sei, gehört zu den Motiven der Groteske. Karnevaleske Szenen und Züge treten in der neuen „DDR“-Literatur verstärkt hervor: Immer wieder waren Verhältnisse gegeben, in denen ein solches Stilmittel, sei's als Zitat, sei's als Aktion, befreiende Wirkungen zeitigt. Ingo Schulze verknüpft in seinen „abenteuerlichen Aufzeichnungen“, die er „33 Augenblicke des Glücks“ nannte (Berlin Verlag 1995), Phantasie und Realität im Sinne des Karnevals. Freude, Ekel, Haß und Liebe wechseln ebenso wie die stilistischen Register. Schulzes Skizzenroman, anekdotisch angelegt, versteht sich, geht davon aus, daß man sich heutzutage nichts mehr ausdenken muß – „schon der Umwelt zuliebe!“ Seine Petersburger Geschichten sind alles andere als erbaulich, Späße, denen der Tod regelmäßig im Genick sitzt; andererseits sind sie verrückt genug, daß sie der Wirklichkeit genügen und der Erzähler sich trösten kann: „Aus Geschichten wie dieser schöpfe ich jedesmal neuen Mut.“

Kerstin Hensel läßt ihre Underdog-Ichfigur (in: „Tanz am Kanal“) den im Ruderboot unternommenen Anwerbeversuch der Stasi kontern, indem sie das Boot zum Kentern bringt, nicht ohne vorher das Ruder an die Köpfe der Werber gebracht zu haben. Auch Katja Lange-Müller geht (in: „Verfrühte Tierliebe“, 1995) von merkwürdigen Erlebnissen ihrer Ich-Personen aus, denen das Erzählen eine Befreiung bedeutet. Sie weiß, was sie der Banalität des Bösen schuldig ist, antwortet auf die skurrilen Vorfälle mit kleistischem Stil. Jeder Satz ist dabei eine Überraschung, eine kleine Explosion, eine Herausforderung, eine karnevalesk getönte Frechheitsfreude.

Wenn sich Katja Lange-Müller auf Berlin, ihren neuen Erzählstoff, bezieht – die Stadt, die sie als ihre „Busenfeindin“ beschreibt –, geht der karnevaleske Ton ins Rückspiel von Aggressionen über. Berlin ist ihr „ein schäbiger, zugiger Durchgangsbahnhof“, was nicht ausreichend erläutert, wie es zur aktiven Teilhabe des Ich an reaktiven/reaktionären Aggressionen kommt. Es ist eine literarische Studie von reduzierten Gefühlsformen, die um so verwirrender wirkt, als die Ich-Erzählerin der Autorin ganz nahe gehalten wird³⁵.

32 Thomas Brussig, Helden wie wir, Berlin 1996, S. 169.

33 Vgl. ebd., S. 268 f.

34 Ebd., S. 319.

35 Vgl. Katja Lange-Müller, Spannungen – Menschen – In der Stadt, in: Das Vergängliche überlisten (Anm. 28), S. 38–59.

Nicht jede Grotteske findet also ihre Erlösung im Karnevalen. Die neuen Erzählungen von Kerstin Hensel („Neunerlei“, 1997) gehen von diesem Erfahrungsstand aus; sie stellen lauter reduzierte Lebensformen vor, denen keine aufhebende Dialektik gewachsen ist. Die Position des Klassikerbes, eine Geschichtsphilosophie der Versöhnung, die bis 1990 noch beredte Sprachführer fand, scheint nun grundsätzlich abgedankt. Also Randexistenzen ohne Lachkultur? „Unter den Brücken/sitzen die lautlosen Heimkehrer/wärmen sich am nächtlichen Feuer/Auch wenn du deine Wohnung abschließt/sie kichern dir ein Stigma auf die

Haut.“³⁶ Solche Zitate lassen sich in größerer Zahl sammeln, als einem lieb sein kann – doch wäre es nicht richtig, den Eindruck zu erzeugen, als ob Klage die Haupttonart sei. Das Ende des Jahrtausends disponiert zur Elegie. Die Literatur „im Osten“ hält den Zusammenhang des Lachens mit der materiell-leiblichen Welt wie mit der Freiheit fest und leistet sich dieses Lachen öfter, als es die thematischen Gestimmtheiten vermuten lassen würden.

36 Dieter Krause, Vergleichen Sie ihre goldgelbe Haut im Spiegel. Gedichte, Dresden 1998, S. 43.

Irma Hanke: Über das Schweigen reden. Diktaturerfahrung und Literatur

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/98, S. 3–12

In Diktaturen sind unterschiedliche Formen des Schweigens, des Verschweigens und des Verstummens wesentliche Bestandteile der menschlichen wie der politischen Kommunikation. Es zählt zu den wichtigen Leistungen der Literatur in totalitären oder posttotalitären Gesellschaften, an diese verschiedenen Idiome des Schweigens wie auch an das Verschwiegene zu erinnern und es dem Vergessen zu entreißen. Der Beitrag greift beispielhaft die intensiven Auseinandersetzungen mit diesem Thema bei Autoren der Nachkriegszeit auf. Ausgehend von existentiellen Grunderfahrungen im KZ, wie sie Imre Kertesz und Primo Levi beschreiben, geht er auf Darstellungen von Alexander Solschenizyn und Peter Weiss, von Uwe Johnson und Christa Wolf ein. Sie fügen sich ein in eine Phänomenologie des Schweigens im „Jahrhundert der Extreme“.

Hans Altenhein: Buchproduktion und Leserinteressen in Westdeutschland seit 1945

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/98, S. 13–19

Unter wirtschafts- wie kulturgeschichtlichen Aspekten lassen sich bei der Buchproduktion und den Leserinteressen seit dem Kriegsende vier Perioden unterscheiden: Die erste von 1945 bis 1948 umfaßt einen Ausnahmezustand, in dem die Mangelwirtschaft der Kriegszeit fortgesetzt und die Editions politik der Verlage von den Besatzungsmächten kontrolliert wird. Die zweite Periode, die von 1949 bis 1965 reicht, bringt eine Normalisierung des Literaturmarktes und die Ausbreitung neuer Distributionsformen: Taschenbücher und Buchgemeinschaften. „Unterhaltung“ wird zum Hauptwort dieser Jahre. In der dritten Periode, zwischen 1966 und 1978, führen zwei scheinbar gegenläufige Bewegungen – nämlich die Kommerzialisierung des Buchmarkts und die Politisierung seiner Adressaten – zu einer Dynamisierung; Buchangebot und Leserinteressen fächern sich in diesen Jahren extrem aus. Die vierte Periode beginnt 1979 und reicht bis in die Gegenwart. Bei der immer schwierigeren Filterung des Literaturangebots spielen nun die technischen Medien eine bedeutende Rolle und der Handel zeigt seine Marktmacht.

Dietrich Löffler: Lektüren im „Leseland“ vor und nach der Wende

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/98, S. 20–30

Die Lektüre in der DDR war geprägt von einer dezidierten Kulturpolitik. Die lebenslange, staatlich beeinflusste Lesesozialisation sowie ein dichtes Netz von Buchhandlungen und Bibliotheken führten zusammen mit den Auswirkungen einer lückenlosen Präventivzensur in den sechziger Jahren zu einer Breitenlektüre von Werken aus dem offiziellen Literaturkanon, ohne die individuellen literarischen Interessen gänzlich auszuschalten. In den siebziger Jahren wandten sich die Leser von Gegenwartsliteratur der kritischen DDR-Literatur und der Dokumentarliteratur zu, die für sie zunehmend sinn- und identitätsstiftend wurden. Dies begründete das außerordentliche Prestige der Schriftsteller in der DDR. Unmittelbar nach der Wende nahm die Buchlektüre zunächst deutlich zu, normalisierte sich jedoch nach wenigen Jahren. In der Breitenlektüre behaupten sich Werke von DDR-Autoren gegenüber der sonst dominanten Unterhaltungsliteratur.

Alexander von Bormann: Gebremstes Leben, Grotteske und Elegie. Zur Literatur in den neuen Bundesländern seit der Wende

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13/98, S. 31–39

Das Ende der DDR bedeutet nicht ein Ende der DDR-Literatur: Was politisch und institutionell nicht mehr gilt, kann in der Literatur stilistisch und thematisch durchaus noch seine eigene Bedeutung haben. Der Beitrag geht zunächst auf die besonderen Textstrukturen ein, die die jüngere DDR-Literatur (bis heute) kennzeichnen. Die Spracharbeit der Texte meint individuelle Selbstvermittlung in einem grundlegenden Sinne, während die seinerzeitige Offizialästhetik von einem vorverständigten (ideologisierten) Subjekt ausging. Der Wegfall der meisten institutionellen Zusammenhänge 1989 führte zu reduktionistischen Gesten bei den Autoren („Ich übe das Alleinsein“). Auf den Verlust historischer Perspektiven („Die Aufklärung ist gescheitert“) antworten die Autoren mit Stilgesten wie Sarkasmus, Ironie, Grotteske; mit Formen wie Kalendergeschichte, Schelmenroman, Elegie oder mit einem episodischen Erzählen, das aus vorbürgerlichen Epochen stammt. Diese häufig ironischen Stilmittel sind nötig, damit Literatur der täglichen Erfahrung standhalten kann.